Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 34 — Leipzig, den 18. August — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Das christliche Selbstgefühl: 1 — Die Amtsentsetzung des Pfarrers Schrempf: 1. Der Verlauf der Sache; 2. Die Moral — In Sachen des Apostolikums — Kardinal Manning: 2. Als Konvertit und als Erzbischof von Westminster — Mega Spilaeo: Erste Hälfte — Bücher und Schriften: Die vertrauten Briefe des Erzbischofs Spiegel von Köln — Anzeigen

Das christliche Selbstgefühl

1

Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. 1. Mose 1, 27

Wie hat es Jesus wohl angefangen, die Menschen, unter denen er lebte, zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sie eine Seele haben? Etwa indem er sich auf kluge Beweise und gute Gründe stützte — einen Zweifelnden zu bekehren, einen Unsichern zu befestigen, einen Gedankenlosen aufzurütteln? Nicht einmal den Gebildeten seiner Zeit, den skeptischen Sadduzäern gegenüber hat er sich auf das Wissen der Welt berufen. Und was hätten erst die Fischer und Zöllner vom See Genezareth mit solcher Weltweisheit anfangen sollen!

Jesus schlug einen einfachern, viel unmittelbarer überzeugenden Weg ein. Er behandelte die Menschen so, als wenn sie eine Seele hätten. Er richtete sein ganzes Thun und Lassen, sein Reden und Denken, seinen ganzen persönlichen Verkehr mit den Menschen danach ein, als ob in einem jeden, auch im Geringsten und Verachtetsten etwas sei, das man nicht dürfe verloren gehen lassen, etwas Heiliges, Unantastbares, Gottgeschaffenes, etwas, das man erhalten und retten müsse zum ewigen Leben. All die äußern Merkmale, daraufhin sonst die Menschen einander anzusehen und zu beurteilen pflegen, schienen ihn nicht zu kümmern. Nicht einmal den landläufigen Unterschied zwischen Gut und Böse ließ er gelten. Es kam ihm nicht darauf an, gelegentlich es auszusprechen, daß Gott im Himmel mehr Freude habe über einen Sünder, der Buße thue, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Und er verstand es, einem jeden, mit dem er sich näher einließ, das bestimmte Gefühl zu geben, daß der Mensch eben um seiner Seele willen Interesse für ihn habe. Wenn unter dem Sonnenschein seiner barmherzigen Worte ein Antlitz mit den durch Arbeit und Sorge, durch Leid und Kummer hart gewordnen, vergrämten und verdüsterten Zügen sich erhellte, wenn unter seinem milden, suchenden Blick ein mattes, müdes Auge aus Sünde und Schuld zu neuem Glauben, zu neuer Hoffnung aufleuchtete, da wards den Menschen, die solches erlebten, wunderbar zu Mut. Es war ihnen, als hätten sie ihre Seele gefunden. Ein neues Selbstgefühl war in ihnen erwacht. Mitten in der Nacht ihres Unfriedens, ihrer Verzagtheit, ihrer Glaubens- und Hoffnungslosigkeit war ihnen aufgestrahlt das alte, längst vergessene Verheißungswort: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.

Willst du wissen, wie du christliches Selbstgefühl gewinnst? Du mußt Christi Jünger werden. Du mußt vom Meister lernen. Du mußt die Menschen so behandeln, als wenn sie eine Seele hätten.

Wenn du nur willst, dann wirst du es schon können. Oder vielmehr, du kannst es ja bereits. Besinne dich doch einmal, wie du in deinen besten Stunden die Menschen ansiehst und beurteilst. Dann denkst du doch gewiß nicht an all das Aeußerliche, an deines Nächsten Geld, an sein Gewand, sein Gesicht, an Stand und Stellung, daran, was du von ihm für Nutzen haben könntest, wie und womit er dich ehren könnte — all das kannst du dann übersehen und vergessen. Du fühlst dich einfach einem Menschen gegenüber, einem Menschen, der gleich dir liebt und sorgt und bangt und trauert und jubelt. Der Gedanke erfaßt dich: Ach, könnte ich doch so zu ihm reden, daß er es unwillkürlich herausfühlt, du habest ihm aus der Seele gesprochen — ach, könnte ich doch in Freud und Leid ihm solchen Anteil gewähren, daß er in Wahrheit bekennen muß, du habest ihm in der Seele wohl gethan!

Meinst du nicht, wenn du zu all den verschiednen Menschen, mit denen du im Leben in Berührung kommst, zu deinen Genossen in Arbeit und Beruf, zu deinen Lieben in Haus und Familie dich so zu stellen lerntest, daß du irgendwie mit dem Heiligtum ihres Innern Fühlung gewännst, zu gegebner Zeit mit dem besten Kern ihres Wesens, mit ihrem wahrsten, tiefsten Ich, mit ihrer Seele zusammenzutreffen vermöchtest — meinst du nicht, du hättest dann für dein persönliches Christentum viel gewonnen?

Dann wüßtest du, worin du dein christliches Selbstgefühl zu suchen und zu finden hast. Dann wäre es dir möglich, dem Gegner, der über Sein oder Nichtsein der Seele mit dir streiten möchte, zuzurufen: „Leugne doch deine Seele! Mit klugen Gründen dir beweisen, daß du im Irrtum bist, vermag ich nicht. Aber was willst du thun, wenn ich die Menschen um ihrer Seele willen liebe, wenn ich auch dich so behandle, als wenn du eine Seele hättest?“

Noch eins! Kennst du den Segen, den stille Stunden für dein christliches Selbstgefühl haben? Nicht im verwirrenden Alltagstreiben mit seiner veräußerlichenden Wirkung, nicht in der Tretmühle der täglichen Sorge und Plage mit ihrem einschläfernden Lärm wirst du dessen am tiefsten gewiß, daß du eine Seele hast. Es geht, wie Karl Gerok sagt, dem Menschen wie dem Müller, der das Drehen der Räder und das ständige Brausen der Wasser schließlich gar nicht mehr hört, aber plötzlich erwacht, wenn das Mühlrad gestellt wird —

So, wenn die Räder stocken
In meines Tagwerks Lauf,
Dann wacht mir erst erschrocken
Die tiefste Seele auf.

Es ist die Stille, die den Menschen sich selbst zurückgiebt — die Stille der Einsamkeit, der innern Sammlung, des Gebets, auch der wahren tiefen Trauer und der wahren tiefen Freude. Sie weckt den Menschen aus dem Traume des Lebens. In stillen Stunden entdeckt der Mensch mit einemmale sein christliches Selbstgefühl und gelobt sich, hinfort sich selbst so zu behandeln, als wenn er eine Seele habe. Er weiß nicht, von wannen sie kommt, aber ihm selbst verwunderlich erklingt aus Ewigkeitsfernen eine Stimme in ihm: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn!

—rb—

Die Amtsentsetzung des Pfarrers Schrempf

1. Der Verlauf der Sache

Am 5. Juli 1891 war es, daß der Pfarrer Lic. Christoph Schrempf zu Leuzendorf in Württemberg eine Taufe vollzog, ohne das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis dabei zu brauchen. Er hätte nach der in seiner Landeskirche vorgeschriebnen Liturgie an die Paten die Frage richten müssen:

Lasset uns nun das Bekenntnis des heiligen Glaubens vornehmen, auf welchen die Kirche Christi erbauet ist. „Wir glauben an Gott den Vater u. s. w.“ Wollt ihr nun, daß dieses Kind auf diesen Glauben getauft und auf dem Grunde desselben christlich und gottselig erzogen werde?

Statt dessen fragte er kurz:

Wollt ihr nun, daß dieses Kind auf unsern Heiland Jesus Christus getauft und im Glauben an ihn christlich und gottselig erzogen werde?

Ohne Zweifel war diese Aenderung der Taufformel eine höchst eigenmächtige Handlung. Für Schrempf bedeutete sie die Befreiung von jahrelangem Druck, den vorläufigen Abschluß schwerer innerer Kämpfe. Seit seinem Eintritt ins geistliche Amt (1884) war er sich seiner Abweichung von der offiziellen Kirchenlehre bewußt, und er hatte sie schon damals seinen geistlichen Vorgesetzten nicht verschwiegen. Die Beschwichtigung, die ihm damals zu teil geworden war, wollte je länger je weniger vorhalten; sein Christentum blieb ihm ja fest und unverkümmert, aber eben von seinem Christentum aus peinigten ihn religiöse Bedenken, wenn er altheilige Bräuche der Kirche als Pfarrer mitmachen und vollziehen sollte, deren Inhalt er sich persönlich nicht zu eigen machen konnte. An jenem 5. Juli 1891 nun hatte er über Matth. 6, 19—34 zu predigen. Er konnte sich nicht in das Wort „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes“ versenken, es seiner Gemeinde nicht zurufen, ohne sich selbst um der Unwahrhaftigkeit seiner Haltung zum Gemeindebekenntnis willen als Uebertreter dieses Wortes anklagen zu müssen. So erkaufte er sich die Berechtigung, seine Predigt halten und die Gemeinde in Jesu Namen ermahnen zu dürfen, mit dem Entschluß, das „apostolische Glaubensbekenntnis“ nimmermehr in der bisherigen Weise zu bekennen. Bei der Taufe, die er nach der Predigt vornahm, führte er seinen Entschluß aus und machte noch am selben Tage seinem Vorgesetzten Meldung davon, mit der Hinzufügung, er werde es bei der Taufe künftig immer so halten.

Der Dekan legte die Sache dem Generalsuperintendenten vor, und dieser hielt — am 22. Juli — mit Schrempf eine mündliche Besprechung ab. Sie bewirkte, daß Schrempf das Konsistorium wegen jener unbefugten Taufhandlung um Entschuldigung bat, aber seinen Entschluß, das apostolische Glaubensbekenntnis nicht mehr als sein Bekenntnis zu benutzen, aufs neue aussprach. Zugleich entwickelte er eingehend seine ganze Meinung und Stellung. Wir müssen diesem wichtigen und lesenswerten Schreiben*) einiges Charakteristische entnehmen.

Schrempf legt erstens seine religiösen Ansichten „im unmittelbaren Anschluß an Worte Jesu selbst“ dar, wie er schon von seinem Amtsantritt her das Evangelium verkündet hat, das er „in den drei ersten Evangelien“ fand. Von Matth. 11, 25—30 ausgehend, entwickelt er sein Glaubensbekenntnis, seine Stellung zu den „oft für besonders wichtig gehaltnen Dogmen,“ zur Bibel, zu den Bekenntnisschriften. Vom Symbolum apostolicum sagt er dabei:

Das sogenannte „apostolische Glaubensbekenntnis“ kann ich nicht für einen vollständigen**) Ausdruck des Christentums halten, da die Nachfolge Christi, das praktische Lernen von Christus in ihm gar nicht erwähnt ist. Andrerseits enthält es — ein Bekenntnis, das nur die Elemente christlicher Ueberzeugung enthalten will — durchaus Ueberflüssiges und berührt Punkte, die nicht für das Grundverhältnis zu Christus, sondern nur für eine spätere Reflexion über Christus und das Heil in ihm in Betracht kommen können. So gehört dazu, daß man zu Jesus in ein Jüngerverhältnis tritt, nicht eine bestimmte Anschauung über seine [Jesu] Entstehung und seine Erhöhung, über die Art, wie er für die schon Verstorbnen Bedeutung gewinnt [Höllenfahrt], über die Art, wie wir in das ewige Leben übergehen [Auferstehung des Fleisches]. Das wird durch Jesu eigne Praxis bei der Berufung und Ausbildung seiner Jünger bewiesen. An allen diesen Punkten kann ich in dem apostolischen Glaubensbekenntnis auch nicht den Ausdruck meiner Ueberzeugung finden: daß Jesus empfangen sei vom heiligen Geist, zwischen Tod und Auferstehung in den Hades gefahren sei, gerade durch Wiederbelebung seines verstorbnen Leibes am dritten Tage und durch sichtbare Auffahrt in den Himmel erhöht worden sei, „von dannen“ „wiederkommen“ werde; daß „der Leib“ (oder „das Fleisch“) auferstehen werde: das scheinen mir weder zu Glaubenssätzen taugliche, noch vielleicht überhaupt richtige Vorstellungen zu sein.

Und von den Sakramenten sagt Schrempf in diesem Zusammenhange — was uns um des Ausgangspunktes der ganzen Geschichte willen besonders interessiren muß:

Den Begriff des Sakraments finde ich bei Christus nicht, im Neuen Testament nicht sicher. Die auch in der evangelischen Kirche schreienden Mißstände im Gebrauch der Sakramente scheinen mir nahe zu legen, daß das Sakrament eine bedenkliche Entlehnung aus heidnischer Religiosität ist, welche auch durch die Reformatoren noch nicht hinlänglich beseitigt oder christlich umgebildet wurde. Die gegenwärtige Praxis von Taufe und Abendmahl kann sich, so viel ich von Kirchengeschichte weiß, keineswegs auf sichere, unzweideutige Anordnungen Christi stützen. Deshalb möchte ich ihnen aber durchaus nicht die christliche Berechtigung abstreiten, und wenn in den zu gebrauchenden Formularien nicht manche mir zweifelhafte Aussagen aufgenommen wären und als sichere Wahrheiten vorgetragen werden müßten, so könnte ich an diesen christlichen Gebräuchen aktiv und passiv mit wirklicher Freudigkeit teilnehmen. So allerdings ist mir die Teilnahme oft verbittert. — Ich sehe in Taufe und Abendmahl objektiv betrachtet „Zeichen und Zeugnisse des Willens Gottes gegen uns, durch die Gott die Herzen bewegt zu glauben“ (Apol. 11, 1), subjektiv betrachtet die erste oder erneuerte Zueignung des Heilswillens Gottes und die Uebergabe seiner [des Mitfeiernden] selbst an Gott. — Mit einer sakramentalen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl vermag ich keinen Gedanken zu verbinden.

Schrempf führt nun zweitens aus, weshalb er das sogenannte Apostolikum nicht mehr als Bekenntnis gebrauchen kann. Seit Jahren fühlt er, daß sein amtliches Wirken mit dem klaren Worte Jesu: „Eure Rede sei Ja Ja u. s. w.“ nicht im Einklang steht.

Mein Wort ist häufig nicht der natürliche, gerade richtige Ausdruck meines Gedankens. In der Predigt zwar sage ich so ziemlich nur, was ich denke und wie ich es denke; ist dies nicht der Fall, so kann ich oft denken, daß ich mich nur „versprochen“ [!?] habe. Dagegen verbinde ich bei Gebeten [offenbar vorgeschriebnen, zu verlesenden Gebeten] und Formularien mit dem Vorgelesenen öfters einen andern Sinn, als meine Zuhörer ihn vermutlich damit verbinden. Doch helfe ich mir hierbei zum Teil durch kleine Auslassungen, zum Teil scheint es mir überhaupt unvermeidlich zu sein, daß der Hörer sich bei den Worten des Redners nicht auch etwas andres denken könne, als dieser. Wenn ich aber bei der Taufe und Konfirmation das apostolische Glaubensbekenntnis als das Bekenntnis der Kirche Christi nenne und lese, so sage ich geradezu etwas, das in meinem Munde nicht wahr ist. Und das ist, ich mag mich wenden und drehen, wie ich will, schlimm.

Dabei kann sich Schrempf nicht mehr mit der Erwägung trösten, daß er noch in der Entwicklung begriffen und unfertig sei. Warum nicht? Das möge man an Ort und Stelle nachlesen. Wir folgen ihm zum dritten Punkte seiner Eingabe. Er begründet da, warum er nicht um seine Dienstentlassung selbst nachsuchen will und kann.

Wenn ich die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß meine Stellung zu Bibel, Symbol und Dogma ein Abfall wäre von Jesus Christus und von dem Christentum, zu dem Christus seine Jünger und diese ihre Gemeinden erzogen, oder ein Bruch mit der christlichen Gesinnung Luthers und der Reformatoren, oder eine Entfremdung von unsrer gegenwärtigen evangelischen Kirche Württembergs: so würde ich für meine Pflicht halten, in aller Stille mein Amt niederzulegen, aus der Kirche auszutreten und anderswo eine religiöse Wirksamkeit zu suchen. . . . Ich kann nicht erkennen, daß Christus mich wegen meines „Unglaubens“ abgewiesen hätte, noch daß die Apostel mich ausgeschlossen hätten. . . . Endlich habe ich auch nicht die Tendenz, irgend jemand in der evangelischen Kirche etwas zu nehmen, was ihm für sein christliches Leben wichtig wäre; ich will nur selbst nicht zu einer sittlich anfechtbaren Wirksamkeit genötigt sein. Ich habe also auch keine Ursache, mich selbst aus unsrer Landeskirche auszuschließen.

Schrempf stellt im weitern fest, daß Meinungen, wie er sie vertrete, nach der gegenwärtigen Praxis in der württembergischen Landeskirche nicht bloß geduldet, sondern als gleichberechtigt anerkannt sind, denn erstens verlangt man von den Laien keinerlei dogmatische Bestimmtheit und Korrektheit, hält sie also nicht mehr wie einst für notwendig zum Heil. Ebenso wenig vergewissert sich die Kirche bei der Anstellung von Geistlichen, daß sie diese dogmatische Bestimmtheit und Korrekt-

*) Akten zu meiner Entlassung aus dem Württembergischen Kirchendienst. Mit einem kurzen Vorbericht herausgegeben von Lic. theol. Chr. Schrempf, früher Pfarrer in Leuzendorf. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. (56 S.; 1 Mk.) S. 2—22.

**) Die Hervorhebungen in den Zitaten rühren von uns her.

heit besitzen; sie stellt Männer an, deren oft außerordentlich freie theologische Meinungen sie kennen. Endlich hat sie in den letzten Jahren solchen Männern sogar höhere und höchste Kirchenämter übertragen.

Was nun Schrempf will, ist viertens nichts andres als dies: daß ihm in der Kirche eine sittlich unanfechtbare Art der Wirksamkeit ermöglicht werde. Er begehrt für die Pfarrer das Recht eines nur fakultativen Gebrauchs des Apostolikums:

Einzig würdig ist es doch, daß der eine Geistliche das Apostolikum braucht, weil es sein Glaube ist, der andre es nicht braucht, weil er es nicht für richtig oder notwendig hält, und daß das Publikum einfach denken kann: Wer das apostolische Glaubensbekenntnis gebraucht, glaubt es wohl auch, sonst würde er es nicht gebrauchen. . . . Nach Artikel 7 des Augsburger Glaubensbekenntnisses ist zur wahren Einigkeit der Kirche genug, „daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden," nicht not aber, „daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden." Nach Artikel 15 des Augsburger Glaubensbekenntnisses sollen diejenigen Kirchenordnungen gehalten werden, „so ohne Sünde mögen gehalten werden," und es sollen die Gewissen nicht beschwert werden, als sei solch Ding, d. h. eine von Menschen eingesetzte Kirchenordnung, nötig zur Seligkeit. . . .

Die Gewährung meiner Bitte wäre außerdem ganz im Sinne Christi und eine Rückkehr, d. h. ein Fortschritt zu der Freiheit der ersten Kirche. Jesus macht den Pharisäern zum Vorwurf, daß sie das Gebot Gottes aufgehoben haben durch die Aufsätze der Aeltesten. Daß nun das Ja eines Mannes ein Ja, sein Nein ein Nein sein soll, ist von Jesus selbst mit äußerstem Nachdruck als Wille Gottes festgestellt worden und ist eine Forderung, die sich an jedes Menschen Gewissen legitimirt. Die bindende Giltigkeit der Bibel im einzelnen, die bindende Autorität des apostolischen Glaubensbekenntnisses und andrer Symbole kann daneben nur als Aufsatz der Aeltesten gelten. . . . Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit ist Gott unbedingt gefällig; die Benutzung von Symbolen und Schriftworten darf nicht für an sich Gott wohlgefällig gelten, und die zweideutige Benutzung von Schrift und Symbol gefällt Gott gewiß nicht. . . . Auch haben die ersten Jünger nur den allgemeinen Glauben, daß Jesus der Christ sei, und die Aenderung des Lebens zur Bedingung der Zugehörigkeit zu Christo gemacht, nicht ein formulirtes Bekenntnis und bestimmte dogmatische Anschauungen, wie sie auch ohne apostolisches Glaubensbekenntnis einfach auf den Namen Christi oder des Vaters, Sohnes und Geistes getauft haben. Will etwa unsre Kirche zum Gesetz machen, was die Apostel selbst noch frei ließen? . . .

Eine für den Laien faßbare Darlegung der Schwierigkeit mit Bibel und Bekenntnis ist von der Kirche noch nicht gegeben worden; eine klare, unzweideutige Regelung der Stellung der „Neugläubigen" in der Kirche ist bis jetzt nicht erfolgt und auch nicht in Aussicht gestellt. . . . Bleibt sie [die Kirche] aber ohne jede öffentliche Erklärung oder Auseinandersetzung in den offiziellen Kirchenordnungen „positiv" und „bekenntnisgläubig," in Personalfragen tolerant, und wird die Einheit der Kirche einfach dadurch aufrecht erhalten, daß die zugestandnermaßen vorhandnen modernen Theologen die Bekenntnisse und Formeln der Kirche gebrauchen, welche sie — wie ihnen immer wieder öffentlich vorgeworfen wird — abschwächen oder umdeuten oder geradezu leugnen: so wird die Kirche, und es werden die Pfarrer — nicht bloß die „liberalen," sondern auch die „positiven" — allerseits den religiösen Kredit verlieren; es wird sich der Verdacht vollends einfressen, der schon weit genug verbreitet ist, daß man bei einem Pfarrer nie gewiß versichert sei, ob er auch immer gerade so denke und glaube, wie er rede. Die Kirche geht aber Zeiten entgegen, in welchen ihr und jedes einzelnen Pfarrers religiöser Kredit stark in Anspruch genommen wird. . . . Deshalb kann sie sich der Aufgabe nicht entziehn, das bis jetzt sittlich sehr anfechtbare Wirken „liberaler" Geistlicher in ihr in sittlich unanfechtbarer Weise zu reguliren.

Schließlich beantragt Schrempf, das Konsistorium möge bei dem König als Bischof der Landeskirche und bei der Landessynode die nötigen Schritte thun, um ihm — seis im Pfarramt, seis sonstwie — eine solche sittlich unanfechtbare Wirksamkeit zu ermöglichen, und bis zur Entscheidung im gleichen Sinne vorläufig verfügen.

Leider ist dem Konsistorium zu einer unbefangnen Erwiederung dieser Eingabe nicht Zeit gelassen worden. Fünf Wochen nach jenem verhängnisvollen Sonntag, wo Schrempf zum erstenmal ohne Apostolikum taufte, brachte man in Leuzendorf wieder ein Kindlein zur Taufe, und nicht der Ortspfarrer, sondern ein Nachbargeistlicher vollzog die heilige Handlung. Jene Unterlassung am 5. Juli war zwar von der Taufgemeinde, wie es scheint, nicht bemerkt worden; inzwischen aber hatten sich doch Gerüchte im Dorf verbreitet: der Pfarrer verwerfe die Kindertaufe und glaube an gar nichts. Die nun am 9. August unvermeidliche Vertretung bei der nächsten Taufe mußte der Gemeinde den Zwiespalt ihres Pfarrers mit der kirchlichen

Ordnung vollends enthüllen. So entschloß sich Schrempf, am selben Sonntag nach der Predigt seinen Zuhörern den Stand der Sache offen mitzuteilen.*) Hiervon gab er alsbald Bericht an die Oberkirchenbehörde.

Die Folge seiner Eröffnungen in der Gemeinde war, daß Gemeinderat und Kirchengemeinderat über Schrempf Beschwerde beim Konsistorium führten, um Berufung eines andern Geistlichen nachsuchten und Schrempf selbst baten, er möge den nächsten Sonntagsdienst durch einen Amtsgenossen versorgen lassen. Vom Konsistorium aber traf, datirt vom 18. August, folgender (in der ganzen Sache erster) Bescheid ein:

Die Oberkirchenbehörde, die nicht dulden kann, daß eine Gemeinde in ihrem auf dem Bekenntnis der Kirche ruhenden Glauben durch einen Diener der Kirche verletzt und verwirrt werde, sieht sich zunächst genötigt, dem Pfarrer Schrempf eine fernere amtliche Wirksamkeit in seiner Gemeinde zu untersagen. . . .

Bald darauf fand sich ein „Pfarramtsverweser" in Leuzendorf ein, dem der Pfarrer von seinem Amtseinkommen ein Taggeld von 3 Mark 50 Pfennigen entrichten mußte. Mit den Stolgebühren bezog der Verweser 72 Prozent von Schrempfs Einkommen. Später wurde auf Schrempfs Widerspruch hin diese Entziehung auf 50 Prozent ermäßigt.

Von jetzt ab spitzt sich der Schriftenwechsel zwischen dem Pfarrer und seiner Kirchenbehörde immer mehr zu. Das Konsistorium legt dem Pfarrer nahe, seinerseits der Sache ein Ende zu machen. Der Pfarrer — in aller Ehrerbietung — protestirt und wird zum Ankläger der Behörde und der Landeskirche. Er weist, unter dem 25. August, den Vorwurf zurück, daß er seine Gemeinde in ihrem Glauben verletzt und verwirrt habe, und beschwert sich über die Art, wie dieses Urteil ohne jede Einschränkung und Begründung als fertiges und maßgebendes zur Kenntnis der Gemeindebehörde gebracht worden sei.

Ich protestire drittens dagegen, daß mir sofort die Amtsthätigkeit verwehrt und ein Teil der Besoldung entzogen wird. Wodurch bin ich denn auf einmal unfähig geworden zu predigen? Was habe ich vergangen, daß ich so hart gestraft werde? Ich habe als ehrlicher Mann meiner Gemeinde ehrlich gesagt, was ich als ehrlicher Mann meiner vorgesetzten Behörde vor sieben Jahren gesagt, was ich keinem Vorgesetzten, keinem Kollegen verheimlicht habe. Ist das ein Verbrechen? . . . Meine Sünde wurde geduldet, meine endliche Besserung wird gestraft! Und zwar sofort! so hart! ohne ein mildes, ein beruhigendes Wort für mich, der ich doch auch ein Kind der Kirche bin — vielleicht ein verirrtes Kind (weil mich die Kirche zu den „Irrlehrern" in Tübingen in die Schule geschickt hat), aber doch auch ein Kind der Kirche! . . . Von der ganzen großen Schwierigkeit in der Stellung der Theologie zum Bekenntnis wird der Gemeinde nicht die geringste Andeutung gegeben: nur ich werde in harten Ausdrücken verurteilt als der, welcher die Gemeinde in ihrem Glauben verwirrt und verletzt hat, und der Gemeinde wird ohne jeden Vorbehalt gesagt, daß ihr Befremden über mich, ganz allein über mich gerecht sei. Dadurch wird das sittliche Urteil der Gemeinde völlig verwirrt, ja die Gemeinde vollends zur Ungerechtigkeit gegen mich verführt. . . .

Als dann das Konsistorium, unter dem 27. Oktober, den sittlichen Ernst Schrempfs anerkennt, seine Verwendung in einem andern Pfarramt aber nur eben für möglich erklärt, wenn er „eine das Konsistorium befriedigende und die Gemeinde gegen individuelle Lehrwillkür sicher stellende Erklärung abgeben würde," antwortet Schrempf mit der dringenden erneuten Bitte, die Oberkirchenbehörde möge ihr vor seiner Gemeinde über ihn gefälltes Urteil zurücknehmen und auch da seinen sittlichen Ernst anerkennen. „Lehrwillkür" beansprucht er gar nicht:

Ich habe keinerlei Neigung, in der Lehre auszuschweifen, sondern eher die Neigung, mit übergroßer Peinlichkeit die sonst für christlich geltende Wahrheit auf das zu reduziren, was Christus selbst bestimmt mitgeteilt und geflissentlich betont und so unangreifbar gedeckt hat. Mein Anstoß an der gegenwärtigen kirchlichen Praxis hat ja auch nicht den Grund, daß sie mir eine Lehre zu sagen verwehrte, die ich sagen wollte, sondern daß sie mich etwas als Lehre zu behaupten nötigt, was ich in meiner engern Gebundenheit an den historischen Christus nicht mit subjektiver Gewißheit als die Wahrheit aussagen kann.

Schrempf sieht gar keinen sittlichen Grund, seinerseits den Dienst der Kirche zu verlassen, fordert im Gegenteil eine solche

---

*) Dies ist doch etwas ganz andres, als ein „Polemisiren gegen das Apostolikum auf der Kanzel", wovon auch Beyschlag in den Deutsch-evangelischen Blättern spricht, ohne Zweifel weil er die Akten noch nicht kannte.

Regelung der gottesdienstlichen Gebräuche und der Verpflichtung des Geistlichen, die ihn und andre Amtsgenossen „nicht mehr in Spannung und Widerstreit mit dem in Christo offenbaren sittlichen Ideal bringen kann.“ Er schiebt es dem Konsistorium ins Gewissen, ihn nicht „durch eine rein juridische, für kirchlich-religiöse Schwierigkeiten, wie sie hier vorliegen, ungeeignete, ja unmögliche Behandlung“ aus dem Pfarramt zu entfernen, sondern eine religiöse Regelung“ seiner Angelegenheit wenigstens zu versuchen.

Und als nun das Konsistorium diese seine Erklärung als eine endgiltige Lossagung von der Landeskirche hinnimmt, nur bis zur Entlassung aus seinem Amt ihm noch eine dreiwöchentliche Frist zur bessern Verteidigung setzt, antwortet Schrempf in einer letzten Eingabe (vom 11. Januar d. J.): er habe sich nicht zu verteidigen, denn —:

Es ist richtig: ich habe meine Verpflichtung, so, wie sie dasteht, übertreten; ich habe sie immer übertreten, so lange sie auf mir lag.

Aber daran trägt diese Verpflichtung selber die Schuld. Wie er schon früher ausgeführt hatte:

Die Wahrheit ist, daß die Verpflichtungsformel unbestimmt und zweideutig ist: eine rein sittlich-religiöse Verpflichtung (auf Pflicht und Gott) und eine kirchenrechtliche Verpflichtung (auf die Schrift und den „evangelischen Lehrbegriff,“ resp. das Bekenntnis) verbindet, ohne irgendwie eine Einheit deutlich herzustellen und einen möglichen Widerstreit vorsichtig abzuwehren, und zu allem Unheil vollends eine Verpflichtung auf „Schrift,“ „evangelischen Lehrbegriff,“ „Augsburgische Konfession“ in Bausch und Bogen auferlegt, ohne irgendwie zu berücksichtigen, daß diese Autoritäten je für sich und noch mehr in ihrer Gesamtheit durchaus der nötigen Bestimmtheit, in die Augen springenden Klarheit und Einheitlichkeit ermangeln, um ohne Vorbehalt und nähere Bestimmung Grundlage einer amtlichen Verpflichtung werden zu können —

so wiederholt er jetzt seine Kritik der falschen Voraussetzung, als wären evangelischer Lehrbegriff, Schrift, Gewissen, Gott Autoritäten, die niemals mit einander in Spannung oder Widerspruch treten könnten. Vielmehr sei der evangelische Geistliche durch Gott, Gewissen und Schrift genötigt, an Einzelnem in der Schrift und im „evangelischen Lehrbegriff“ zu zweifeln:

Ich konnte darum meine Verpflichtung so, wie sie dastand, gar nie halten, ich konnte sie nur so oder so übertreten.

Statt nun sich zu verteidigen, erhebt er die schwere Anklage gegen die Kirche (d. i. also zunächst die württembergische Landeskirche), daß ihre Lehr- und Gottesdienstordnung „eine sittliche Unordnung,“ das Verlangen an die Geistlichen, sich ihr unbedingt zu fügen, „eine sittlich sehr bedenkliche Zumutung,“ ihre übliche Verpflichtung geradezu „eine Schlinge für das Gewissen“ sei. Er schließt:

Will die Kirche bei mir — wie es bis jetzt von dem Kgl. Konsistorium gehalten wurde — auf die Glaubens- und Gewissensfrage gar nicht eingehen und mich nach den bestehenden kirchlichen Rechtsverhältnissen aburteilen, ohne zu untersuchen, ob dieselben vor einer genauen Prüfung an der Hand der heiligen Schrift noch bestehen können, nachdem diese doch viel umfassender als früher erforscht ist: so verleugnet sie den Reformator, dessen Namen sie trägt, und verleugnet ihr Bekenntnis; und sie legitimirt unter den bestehenden Verhältnissen damit zugleich eine laxe Auffassung des religiösen Bekennens, des religiösen Lehrens, des promissorischen Eides. . . .

Welches Urteil nun meine Richter auf der Grundlage der bestehenden sittlichen Unordnung über mich fällen werden, ist ihre Sache; daß das Kgl. Konsistorium mich, wie ich war und bin, zur Verpflichtung als evangelischer Geistlicher zugelassen hat und jetzt wegen Verletzung der Amtspflicht — der ich doch, sittlich betrachtet, in meinen letzten Handlungen am ehesten gerecht geworden bin — aus dem Pfarramt entfernen will, ist seine Sache; und es ist meine Sache, daß ich diese Amtspflicht erst auf mich nahm und sie nun als eine Schlinge für mein Gewissen von mir werfe. Es wird aber, wie der Apostel sagt, jeder seine eigne Last tragen.

Sechs Monate später verfügte das Königl. evangelische Konsistorium zu Stuttgart „wegen Verfehlung wider die übernommene Dienstpflicht“ Schrempfs Entlassung aus dem Pfarramt.

2. Die Moral

Zu unbequem ist der Fall Schrempf nach den verschiedensten Seiten, als daß der Versuch ausbleiben könnte, ihm seine prinzipielle Bedeutung zu nehmen. Das nächstliegende Mittel dazu ist: man forscht nach dem Urheber und findet in seiner Person und Art den zureichenden Grund, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Aber da gehen wir nicht mit. Schrempfs Theologie mag in manchen Stücken nicht die deine und die meine sein: das ist für die Hauptfrage ganz gleichgiltig. Er darf getrost als Beispiel eines modernen Theologen gelten. Von seinem Charakter bekommt man aus den Akten durchaus keine ungünstige Meinung; sie machen mir auch nicht den Eindruck, als hätte er „den Reformator spielen wollen“: wer sich von Opportunitätsrücksichten unbeirrt für gewisse ideale Ziele mit ganzer Kraft einsetzt, den werden andre leicht so schelten. Oder war Schrempf unvorsichtig? — Gott sei Dank! daß es noch unvorsichtige Leute giebt, wir kämen sonst nicht weiter. Das Einzigbedauerliche an Schrempfs Person ist mir das Verhältnis seiner Gemeinde zu ihm. Ich kenne die Leuzendorfer nicht; es giebt gewiß Dörfer genug, die das Wirken eines treuen Pfarrers mit Undank lohnen; aber jene Beschwerde der Leuzendorfer Gemeinderäte mit dem Schluß: „Es wird bemerkt, daß der jetzige Geistliche, Herr Pfarrer Schrempf, in keiner Weise mehr gewünscht wird“ —, ohne irgend einen Ausdruck des Bedauerns und der Achtung für den Pfarrer, ist und bleibt ein schmerzliches Schriftstück. Es scheint, daß Schrempf, dessen Theologie überhaupt einen merkwürdig gesetzlichen Zug an sich trägt (ihm ist Christus zuerst die Wahrheit; von der Gnade, die in ihm erschienen ist, vernimmt man wenig), es durch seine große sittliche Strenge mit den Leuten verdorben hat. Bei Gelegenheit einer Kriegervereinsfahnenweihe kam es zu einem jener Konflikte zwischen Pastor und Gemeinde, deren erschütternde Tragweite nur Menschen verstehen können, die in solchen kleinen Verhältnissen gelebt und gearbeitet haben. Schrempf weigert sich, die Weihe zu vollziehen. Er sagt den Leuten, daß es ihm gegen sein Gewissen gehe, „bei einer Festlichkeit religiös aufzutreten, bei welcher der volle Ernst der Ewigkeit fast nur störend empfunden würde und keinesfalls die bestimmende Macht sein werde, und daß er ihnen als Seelsorger nur raten könne, die Fahnenweihe mit Anstand und Ehren und fröhlich zu feiern, die Religion aber bei ihr aus dem Spiele zu lassen.“ Wer empfände nicht das Berechtigte in dieser Auffassung! Das sächsische Landeskonsistorium hat neuerdings seinen Geistlichen untersagt, solche Fahnenweihen im Amtskleide zu vollziehen — eine sehr gute und richtige Verordnung. Ich habe, als sie noch nicht bestand, eine Kriegervereinsfahne als Pastor geweiht, d. h. im Amtskleide eine Rede dabei gehalten, wie es Brauch war. In Leuzendorf hat „auf höhere Aufforderung hin“ ein Nachbargeistlicher an Stelle des Ortspfarrers den Wunsch des Kriegervereins erfüllt. Das persönliche Verhältnis des Pfarrers zu seiner Gemeinde ist unter Umständen wohl ein wenig Nachgiebigkeit gegen das Herkommen wert, und so lange unsre Kirchen noch Landes- und Volkskirchen sind, werden ihre Diener sich solchen Diensten nicht ganz entziehen können. Was wir bei solchen Gelegenheiten sagen, bleibt uns frei. Aber wir achten Schrempf nicht weniger, wenn er sich anders entschied: nur nichts gegen das Gewissen!

Andre werden dem Ernst des Falles Schrempf damit ausweichen wollen, daß sie über das württembergische Konsistorium schelten. Es ist wahr, man gerät beim Lesen der Akten in einigen Zorn gegen dieses Konsistorium, weil es in der That nirgends versucht, auf Schrempfs religiöse Bedenken eine religiöse Antwort zu geben, sondern den Fall rein als Rechtsfall behandelt. Unsre Konsistorien sollten sich doch nicht nur als Behörde einer rechtlich verfaßten Kirche, sondern auch ein wenig als Träger christlicher Bischofspflichten gegenüber den Gemeinden und Einzelchristen ihres Bereichs ansehen. Daß die Verhandlung Schrempfs mit seinem Generalsuperintendenten am 22. Juli 1891 — also im ersten Stadium der Angelegenheit — die einzige mündliche Besprechung gewesen ist, die man mit ihm beliebt hat, ist ganz unglaublich. Auch darf ich wohl im Namen vieler sagen, daß wir gerade dem Stuttgarter Konsistorium noch mit am ehesten zugetraut hätten, daß es einen solchen Fall geistlich behandeln würde; ja es wäre durch die ganze Art der württembergischen Landeskirche dazu vor mancher andern Kirchenbehörde berufen gewesen. Aber dennoch: die Schwierigkeit ist so groß, die Unfähigkeit zu ihrer Lösung eine so allgemeine, daß man auf alle Vorwürfe und Beschwerden gegen zufällige Personen und Instanzen verzichten sollte.

So unbequem ist die Sache, daß in Württemberg, dem nächstbeteiligten Lande, überhaupt zur Zeit alles schweigt. Gleichviel ob Freunde oder Gegner der Schrempfschen Richtung, man spricht nicht davon, geschweige daß man darüber schreibt. Dies geht soweit, daß das Stuttgarter Evangelische Sonntagsblatt von einem Artikel, den der Schwäbische Merkur einmal brachte, mutmaßen konnte, den müsse wohl ein badischer Theolog geschrieben haben. Das Stuttgarter Evangelische Sonntagsblatt selber hat freilich nicht geschwiegen. Nachdem es in Nr. 27 der Oberkirchenbehörde dafür gedankt hat, „daß sie so fest eintrat für das Bekenntnis, für welches so viele Blutzeugen in den Tod gegangen, auf das Tausende, ja Millionen selig gestorben sind“ [vgl. Apostelgesch. 16, 30 f.!], klagt es in Nr. 31 gegen die theologische Wissenschaft auf unsern Universitäten, insbesondre zu Tübingen, weil — nach dem vom Reichsboten indiskret an die Oeffentlichkeit gezognen Briefe eines Bruders von Schrempf dieser in Tübingen „seinen kindlichen Glauben“ verloren habe. Vielleicht schweigt aber auch das Sonntagsblatt, wenn es erfährt, daß dieser „kindliche Glaube“ schon in Stuttgart verloren gegangen ist, und zwar durch den Religionsunterricht, den ein beim Sonntagsblatt in hohem Ansehn stehender Pfarrer damals als Gymnasiallehrer erteilt hat, näher durch die Art, wie dieser seinen Schülern die Inspirationslehre zurechtzulegen suchte! So liegt der Fall noch verwickelter! Und wahrlich es handelt sich um das allerverwickeltste Problem.

Dies eben ist die Bedeutung des Falles Schrempf und der darüber vorliegenden Akten, daß ein vorhandner schwerer Notstand unsrer Kirche, an dem viele mit absichtlicher Blindheit vorübergehn, dadurch grell beleuchtet wird. Vielleicht, sogar wahrscheinlich, ist es nur ein Streiflicht, das rasch verschwindet, und wer will, darf sich wieder einbilden, es sei nicht so schlimm. Die Kirchenzeitungen sagen ihr Sprüchlein, jede Partei findet ihr Programm glänzend bestätigt, und alles wird sein wie zuvor.

Oder wird Schrempfs Schrift doch vielleicht den führenden Männern in unsern Kirchen auf dem G e w i s s e n lasten? Werden die Besten in stiller Beratung sich fragen: Wo sitzt der Schade? Und was ist zu thun? Wird ein Kirchentag aus allen Parteien und Landeskirchen zusammentreten, um längst Versäumtes endlich gut zu machen?

Es ist neuerdings in manchen Kreisen, besonders auf gewissen norddeutschen Pastoralkonferenzen, Brauch geworden, mit großer Schärfe von den „Alten“ und von den „Jungen“ zu reden. Die „Alten“ sinds, die diese Bezeichnungen geprägt haben. Etwas Richtiges ist dran. Zwar wir „Jungen“ sind schon nicht mehr so jung. Wie bald werden wir die Alten sein, und ein andres Geschlecht wird hinter uns kommen und von uns Rechenschaft fordern für das, was wir gethan und was wir unterlassen haben. Unsre Alten haben uns jedenfalls viel zu thun übrig gelassen. Schrempfs „Akten“ sind eine Anklageschrift gegen die vorangegangne Generation, gegen die, die in allen maßgebenden Landeskirchen jetzt die Macht haben: Warum habt ihr diese Zustände aufkommen lassen? Warum seid ihr der Aufgabe aus dem Wege gegangen und thut es noch, aufrichtig und christlich zu regeln, was jetzt nun thatsächlich, aber per nefas besteht: die Berechtigung der modernen Theologen in der Kirche?*)

Diese Synoden z. B., in denen der Herzschlag unsrer kirchlichen Gegenwart pulsiren sollte! Bringen ihre kostbare Zeit mit Dingen zu, zu deren Ordnung der Federstrich eines verständigen Konsistorialrats genügen sollte, und um die großen schweren modernen Konflikte und Krisen unsers kirchlichen Lebens gehen sie herum. Mücken seihen und Kameele verschlucken! Vielleicht hätten wir den ganzen Fall Schrempf nicht erlebt, wenn die Sitzung der württembergischen Landessynode am 10. Mai 1888 einen sachgemäßern Verlauf genommen hätte! Davon, wenn es notthut, ein ander mal; heute fehlt Raum und Zeit.

Aber noch einmal: diese Dinge sind schwierig, und niemand ist im Besitz eines unfehlbaren Rezepts zu ihrer Heilung. So viel ist klar: es gehört dazu viel Mut, viel Glauben, viel Weisheit.

Eine fromme und freie Kirchenpolitik muß da ihr Meisterstück thun. Ich warte mit andern des Meisters. Und ohne mich auf das eigentliche Gebiet kirchenpolitischer Kunst zu begeben, begnüge ich mich, einige Sätze niederzuschreiben, die jeder ernste Lösungsversuch wird berücksichtigen müssen:

1. Die moderne Theologie geht ihren Gang und wird ihn gehen. Ihre Ausschreitungen werden durch ihre eigne Arbeit ihre Korrektur finden, zuweilen auch auf lange Zeit nicht. Eine historisch-kritische Wissenschaft wird sie immer bleiben; sofern sie Wissenschaft ist, kann sie nicht anders.

2. Die moderne Theologie ist eine echte Tochter der Reformation, des durch Luther erneuerten evangelischen Christentums, so gut wie irgend eine andre Erscheinung im Leben unsrer Kirche, Orthodoxie, Pietismus oder dergleichen. Sie hat der kirchlichen Gegenwart allgemein anerkannte Dienste geleistet, so z. B. indem sie das Verständnis der Reformation und den rechten Begriff des Glaubens neu erschloß.

3. Kein Kirchenregiment, keine Synode oder Synodalausschuß ist imstande, die moderne Theologie in ihrer Auswirkung zu hindern. Man kann ja versuchen, die Ausbildung unsrer Geistlichen andern Händen anzuvertrauen: dem Einfluß der theologischen Wissenschaft wird man sie nicht entziehen, und wollte mans, so würde er sich um so mächtiger, und dann erst verheerend, in die Kirche ergießen. Ein bedeutender Professor, ein durchschlagendes Buch — und alle Schranken kirchenpolitischer Klugheit brechen.

4. Unglaube ist überall: in den Fakultäten, Konsistorien, Synoden, bei den Stadt- und Landpfarrern, in den Kirchenvorständen und Konventikeln, in allen kirchlichen Parteien und Richtungen, in jeder Kirchenzeitung und jedem Sonntagsblatt. Hätten wir mehr Glauben, wüßten wir mehr, was Glaube ist, alle diese Konflikte wären nicht vorhanden, oder wir wären doch mit mehr Freudigkeit an der Arbeit, sie im heiligen Geiste Christi zu lösen. M e h r G l a u b e, m e h r G l a u b e! Das ist der Schrei, der mir aus allen Spalten dieser Schrempfschen Akten laut entgegentönt — ein Ruf an alle!

5. Auch Glaube ist überall. Gottes Verheißungen würden Lügen gestraft, wenn es nicht so wäre. Darum ist es der alleroberste Unfug, den alle Einsichtigen mit allem Fleiß ausrotten müssen bis auf die Wurzel, daß man unter denen, die Christen sein wollen, richtend unterscheidet und scheidet die Alten und die Jungen, die Altgläubigen und die Neugläubigen, die Gläubigen und die Ungläubigen. Einer Kirchengemeinschaft, die diesen Unfug ernsten Jüngern Christi gegenüber duldet, wird freilich die Lösung der vorliegenden Schwierigkeit nimmermehr zufallen.

6. Buße und Glaube beweisen wir nicht, wenn wir andern zurufen: Thut Buße! und sie des Unglaubens zeihen, sondern indem wir selbst andre werden und unsern eignen Unglauben abthun.

7. Mit solchen Grundsätzen verwerfen wir nicht den heiligen Streit um die göttliche Wahrheit, sondern wir machen ihn erst möglich.

8. Viel Glauben brauchen wir, um die Juristerei, den Büreaukratismus, die Herrschaft des „römischen Rechts“ in der Kirche endlich zu überwinden. Es wird hohe Zeit.

9. Viel Glauben brauchen wir, um den Ausgleich zwischen der Gegenwart, die unser Leben ist, mit der Vergangenheit, die uns das Beste zum Leben giebt, täglich neu zu vollziehen, sodaß wir keinen Verlust, sondern nur Gewinn haben. Ach, die Vergangenheit wird immer vergangner! Die Bibel wird

*) Obige Anklage Schrempfs enthält also in meinen Augen die Moral des ganzen Handels. Zu ihr verhält sich alles Folgende als Randbemerkung. Vielleicht vermissen manche, daß ich mich auf die Einzelheiten des Falls nicht einlasse. Nun, meine Meinung ist, 1. daß Schrempf durch die eigenmächtige Abänderung des Taufformulars einen groben Fehler begangen hat, den ich nur als Uebereilung zu entschuldigen vermag; 2. daß das Konsistorium, rechtlich angesehen, nicht wohl anders konnte, als den mit der kirchlichen Ordnung in unheilbaren Widerspruch verwickelten Pfarrer entlassen. Das beides liegt ja auf der Hand. Es ist auch keine Kirchenordnung und Agende möglich, wenn jeder Pastor auf jedes Bedenken hin in der Lage sein soll abzuändern. Aber die eigentliche Moral des Konflikts liegt viel tiefer; ihr allein galt mein nächstes Interesse.

immer älter, unsre Bekenntnisschriften auch: wie wird das Alte Testament Menschen anmuten, die ums Jahr 2000 leben werden? Viele Worte werden sich jedem offnen und einfältigen Gemüte bezeugen, so lange die Erde steht; aber die Bibel als Ganzes? Das unmittelbare Verständnis wird durch den Wechsel der Zeiten, der Sprachen, der Denkformen und Begriffe immer schwerer; immer wichtiger, unentbehrlicher der Dienst, den der studirte Theolog in kraft seiner geschichtlichen Bildung auch dem schlichtesten Gemeindegliede leisten muß. Sollten wir aber zu diesem Dienst um so untauglicher sein, je besser wir die Geschichte kennen?

10. Wenn wir von modernen Theologen reden, von „neugläubigen," so meinen wir nicht nur Anhänger des Protestantenvereins und der Ritschlschen Schule, sondern jeden, der geschichtliche Dinge geschichtlich ansehen gelernt hat. Wenige Geistliche, die überhaupt studirt haben und von dem, was sie lernten, Gebrauch machen, giebt es, die nicht um ihres historischen Wissens und Gewissens willen vielfach abwichen von den Lehren der klassischen Orthodoxie und den Meinungen der heutigen Gemeindeorthodoxie. Will man sich überzeugen, wie ein heutiger „positiver" Professor zum naiven Wortverständnis des Apostolikums steht, so lese man Graus biblisch-theologische Beiträge zur Erklärung des Katechismus. Er würde als tausender Pastor mit Schrempf in gleicher Verdammnis sein.

11. Es ist neuerdings mit erstaunlichem Erfolg die Parole ausgegeben, die alte Inspirationslehre wieder zur Herrschaft zu bringen. Vergebliches Beginnen. Allein die revidirte Lutherbibel wird diesen Wahn zerstören. Denn dem Bedürfnis der Laienorthodoxie genügt nur die inspirirte Lutherbibel. Und die Täuschung, als hätten unsre Laien eine bis zum Buchstaben unfehlbare Bibel in der Hand, ist durch die revidirte Bibel unmöglich geworden.

12. Viel Glaube ist not, damit der Bann gebrochen werde, den die Furcht vor der Separation auf unsre Kirchenleitungen gemeinhin ausübt. Die Rücksicht auf die Schwachen hat ihre Grenzen. Luther kannte sie nicht, das ist mit das Größte an ihm. Er war eben ganz Glaube und Gewissen.

13. Unsre Laienorthodoxie zerfällt, ins Große genommen, in Pietisten und Kirchliche. Den Pietisten (Süd- und Westdeutschland) fehlt es vielfach an der reinen Lehre, den Kirchlichen (Nord- und Ostdeutschland) vielfach am Ernst der Nachfolge Jesu.

14. Wir müssen Ernst machen mit der Erziehung unsrer Gemeindeglieder zur Mündigkeit. Dazu aber bedarf es Autoritäten, die aus der Wahrheit sind, d. h. Pastoren, Kirchenbehörden, Professoren, die die Wahrheit nicht nur kennen, sondern auch sagen und sagen lassen.

15. Es ist der Jammer unsrer Zeit, daß religiöse und kirchliche Fragen viel zu wenig als Glaubens- und Gewissensfragen vor Gott im Herzen bewegt und so behandelt werden. Die Gebete bei Kirchenkonferenzen, die nur zu oft die „ungläubigsten" Vorträge und Debatten einrahmen müssen, thuns nicht, sondern die im Kämmerlein. Der Vater im Himmel wird seinen heiligen Geist geben denen, die ihn bitten.

Genug und übergenug. Wie viel wäre noch zu sagen! Aber zum Schluß nur eins. Ich denke an die vielen Studenten und Kandidaten, deren Herz erzittern wird unter der Last der Schrempfschen Schrift. Ich kann an alle die unter ihnen, die einen Beruf zum geistlichen Amte in sich fühlen, nur die dringende und laute Bitte richten, sich durch die hier aufgedeckten und ja auch sonst empfundnen Schwierigkeiten die Freudigkeit zum Studium der Theologie und zum Eintritt ins Amt nicht nehmen zu lassen. Ueber allem steht fest, daß der Herr Prediger seines Evangeliums braucht. Wer dies Eine, schlichte, selige Evangelium irgend begriffen hat, der soll getrost hingehen in die Arbeit. Es ist wahr, unser Amt braucht in diesen Zeiten mehr Glaubenskraft denn je. Die Wissenschaft giebt uns den Glauben nicht. Sie räumt vielleicht Hindernisse hinweg und türmt dafür andre auf. Aber die auf die Wissenschaft schelten, als wäre sie alles Uebels Wurzel, können uns den Glauben erst recht nicht geben. Den Glauben giebt Gott der Herr selbst dem, der einmal stille sein kann und warten. Und dieser von Gott auf mancherlei Weise in uns geweckte Glaube muß doch triumphiren auch über alle Schwierigkeiten der kirchlichen Gegenwart. Er hat mit gleicher Treue zu kämpfen gegen das Menschliche in der Tradition, wie gegen das Menschliche im modernen Wesen. Deckt das Recht die Tradition, als wäre sie allein und ganz göttlich, und bringt uns in den Schein, als wären wir unwahrhaftig und eidbrüchig, wo wir allein die Wahrheit und das Evangelium suchen, so gilt es auch diese Lage zu tragen: es ist die Lage unsrer Kirche. Tragen aber heißt hier zugleich: mit allem Fleiß zu bessern suchen. Es gehört zu dem Besten und Ergreifendsten an Schrempfs Ausführungen, was er von seinem Recht und seiner Pflicht sagt, in der Kirche zu bleiben. Was soll aus unsrer Kirche werden, wenn alle, die irgend wie Schrempf stehen, d. h. geschichtlichen Blick gewonnen haben, ihr Amt der Kirche vor die Füße werfen? Man kann Schrempf dankbar sein, daß er sein und seiner Familie Existenz so aufs Spiel gesetzt hat: einen klaren Ausweg aus den vorhandnen Schwierigkeiten hat er nicht gezeigt. Kommen wir in ähnliche Gewissensnöte, so schenke uns Gott die gleiche Kraft, das Aeußerste über uns ergehen zu lassen. Einstweilen wetteifern wir mit den „Alten" in der Predigt des Evangeliums, im Glauben, Beten und Hoffen: der Herr der Kirche wird auch dieser wunderlichen Uebergangszeit die Wendung geben, die in der Richtung seines ewigen Ratschlusses liegt. R

In Sachen des Apostolikums

Vor einigen Wochen kam zu Professor Harnack in Berlin eine Abordnung Studirender mit der Frage, ob er ihnen raten könne, mit andern preußischen Studenten der Theologie in Anlaß des Falls Schrempf eine Petition an den Evangelischen Oberkirchenrat zu richten um Entfernung des sogenannten Apostolikums aus der Verpflichtungsformel der Geistlichen und aus dem gottesdienstlichen Gebrauch. Professor Harnack hat hierauf in seinem Kolleg über neueste Kirchengeschichte geantwortet und den Inhalt dieser Antwort in folgenden Sätzen den Fragestellern zugehen lassen.

Antwort auf die Frage, ob dem Unterzeichneten eine Eingabe an den Evangelischen Oberkirchenrat um Abschaffung des Apostolikums seitens der Theologie-Studirenden ratsam erscheint.

1. Ich teile mit den Fragestellern die Ansicht, daß es der evangelischen Kirche ziemen würde, an die Stelle des Apostolikums oder neben dasselbe ein kurzes Bekenntnis zu setzen, das das in der Reformation und in der ihr folgenden Zeit gewonnene Verständnis des Evangeliums deutlicher und sicherer ausdrückte und zugleich die Anstöße beseitigte, die jenes Symbol in seinem Wortlaut vielen ernsten und aufrichtigen Christen, Laien und Geistlichen, bietet.

2. Ich halte mit den Fragestellern den Fall Schrempf für einen gegebnen, ja gebotnen Anlaß, die Frage nach der Geltung und dem Gebrauch des Apostolikums in den evangelischen Kirchen wieder anzuregen und sich durch die voraussichtliche Erfolglosigkeit in der Gegenwart von solcher Anregung nicht abschrecken zu lassen. Ich bin der Meinung, daß die Generalsynoden der evangelischen Kirchen keine erstere und brennendere Aufgabe haben als die, die Bekenntnisfrage freimütig zu erwägen.

3. Bei solchen Bemühungen ist aber nicht die Parole auszugeben: „Das Apostolikum soll abgeschafft werden"; denn eine solche Parole würde zur Waffe in der Hand der Gegner des Christentums werden, würde dem hohen religiösen Werte und dem ehrwürdigen Alter des Apostolikums gegenüber eine Ungerechtigkeit sein, würde ferner eine Vergewaltigung der evangelischen Christen bedeuten, die ihren Glauben voll und ohne Anstoß im Apostolikum ausgedrückt finden, und würde endlich der Art nicht entsprechen, in der sich die Kirchen der Reformation zu den Glaubenszeugnissen der Vergangenheit gestellt haben und so lange stellen müssen, bis sie die Kraft zu einer neuen reformatorischen That oder eine neue reformatorische Persönlichkeit erhalten.

4. Daher kann zur Zeit jegliche Bemühung nur darauf ausgehen, entweder das Apostolikum aus dem liturgischen Gebrauch zu entfernen, oder doch den Gemeinden die Möglichkeit

zu gewähren, es nicht zu brauchen, oder es durch eine andre evangelische Glaubensformel zu ersetzen.

5. Diese Bemühungen werden aber nur dann eine gewisse Aussicht auf Erfolg erlangen, wenn man das kurze Glaubensbekenntnis, das man an Stelle des oder neben dem Apostolikum wünscht, wirklich zu formuliren und zu produziren vermag, und wenn es an Gestalt und Kraft dem alten überlegen ist. In den Kirchen darf man — in noch höherm Maße als im Staatsleben — nur negiren, indem man baut. Jede andre Thätigkeit ist von Uebel; bloße Wünsche aber nach einem neuen Bekenntnis thun es nicht, so wohl gemeint und so ernst gefaßt sie auch sein mögen.

6. Die Anerkennung des Apostolikums in seiner wörtlichen Fassung ist nicht die Probe christlicher und theologischer Reife; im Gegenteil wird ein gereifter, an dem Verständnis des Evangeliums und an der Kirchengeschichte gebildeter Christ Anstoß an mehreren Sätzen des Apostolikums nehmen müssen. Allein umgekehrt darf man auch von dem gereiften und gebildeten Theologen erwarten, daß er soviel geschichtlichen Sinn besitzt, um sich von dem hohen Wert und dem großen Wahrheitsgehalte des Apostolikums zu überzeugen und eine positive Stellung zu seinem Grundgedanken zu gewinnen, die es ihm ermöglicht, ein altes Zeugnis seines eignen Glaubens in dem Apostolikum zu erkennen.

7. Auf alle einzelnen Sätze des Symbols in ihrer wörtlichen Fassung läßt sich diese positive Stellung allerdings nicht ausdehnen. Aber hier darf die dreifache Erwägung eintreten, daß a) die evangelische Kirche selbst nicht bei allen Sätzen des Symbols die ursprüngliche wörtliche Fassung aufrecht erhält („Gemeinschaft der Heiligen"); b) daß ein Satz der Lehre des Paulus widerspricht („Auferstehung des Fleisches") und daher auch nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche in seiner wörtlichen Fassung nicht aufrecht erhalten werden darf; und daß c) alle Einzelthatsachen, zu denen der Christ sich bekennt, nicht als nackte Thatsachen, sondern um der unsichtbaren Beziehungen und Werte willen, die der Glaube an ihnen wahrnimmt, Sätze des Glaubensbekenntnisses sind.

8. Diese Erwägungen reichen gegenüber einem Satze des Apostolikums allerdings noch nicht aus („Empfangen vom heiligen Geist, geboren aus der Jungfrau Maria"), denn hier wird als Thatsache etwas behauptet, was vielen gläubigen Christen unglaublich ist, und was eine in der Kontinuität der sonstigen kirchlichen Umdeutungen liegende Umdeutung deshalb nicht zuläßt, weil man es in sein Gegenteil umdeuten müßte. Hier liegt also ein wirklicher Notstand vor für jeden aufrichtigen Christen, der dies Symbol als Ausdruck seines Glaubens brauchen soll und sich doch nicht von der Wahrheit jenes Satzes überzeugen kann. Als die einfachste Lösung erscheint die, daß solche, die jenen Satz nicht anerkennen, nicht Geistliche werden und bleiben, und daß auch die Laien, die in derselben Lage sind, sich von der Kirche, die jenes Symbol aufrecht erhält, zurückziehen sollen. In der That kann man denen, die sich in ihrem Gewissen gezwungen sehen, so zu handeln, nur ernstlich zureden, nicht wider ihr Gewissen zu thun, denn wider das Gewissen zu handeln ist der höchste Schrecken. Allein es steht nicht so, daß die Gewissenhaftigkeit solcher Männer allgemeines Gesetz werden müßte. Wenn um eines einzelnen Satzes willen, der mindestens nicht im Zentrum des Christentums steht, die Fähigkeit, die Gemeinde, in die man hineingeboren ist, zu erbauen und an ihrem innern Leben teilzunehmen, aufgehoben sein sollte, so könnte eine religiöse Gemeinde überhaupt nicht bestehen. Denn wie wäre es möglich, Institutionen der Lehre und des Kultus zu schaffen, die in jedem Stück die Ueberzeugung aller wiedergeben und niemandem zum Anstoß gereichen, und wie ist es denkbar, daß diese Institutionen sofort jeder — sei es auch erprobten — Wandlung des christlichen Verständnisses folgen? Es ist also nicht Gewissenlosigkeit, sondern eine haltbare und sittlich zu rechtfertigende Position, die der einnimmt, der in der Kirche, sei es auch als Lehrer, bleibt, der an jenem Stück und an ähnlichen Anstoß nimmt.

Aber dieses Bleiben ist freilich nur dann sittlich gerechtfertigt, wenn der betreffende Theologe a) mit dem Grundgedanken seiner Kirche übereinstimmt; b) dort, wo er auf das Verständnis — sei es auch das gegnerische — rechnen kann, von seiner abweichenden Meinung kein Hehl macht; und c) in den Grenzen, die ihm durch seinen Beruf gegeben sind, für die Abschaffung des Notstandes wirkt. In einem solchen befindet er sich wirklich; darum — wie er einerseits nicht verpflichtet ist, seine Kraft seiner Kirche, die keine Gesetzeskirche ist, deshalb zu entziehen, so ist er andrerseits verpflichtet, an seinem Teil an der Hebung des Notstandes zu arbeiten. Nur so bewahrt er sich ein gutes Gewissen. Die Art der Arbeit wird aber je nach Beruf und Fähigkeit eine verschiedne sein. Das Recht und die ungemeine Kraft, die eine öffentliche Agitation verlangt, werden wohl die wenigsten, wenn sie sich prüfen, in sich finden. Auch haben laute Agitationen oft den entgegengesetzten Erfolg.

9. Die Frage, ob zukünftige Geistliche, die zur Zeit noch Studenten der Theologie sind, in Hinblick auf ihre Zukunft berechtigt sind, in eine Bewegung für Abschaffung des Apostolikums einzutreten, vermag ich nur zu verneinen und zwar aus folgenden Gründen:

a) weil die Parole „Abschaffung des Apostolikums" überhaupt eine falsche ist (s. oben);

b) weil, auch wenn man die Aufgabe in den Grenzen hält, die oben gezeichnet sind, m. E. Studirende in solchen Fragen, wie die vorliegende ist, überhaupt nicht öffentlich ein Urteil abgeben sollen;

c) weil die Behandlung dieser besondern Frage eine christliche und wissenschaftliche Reife voraussetzt, die die Studirenden höchstens am Ende ihrer Studienzeit erwerben können, eine Agitation aber unfehlbar auch die jungen und jüngsten Studirenden mitergreifen, so zu einem höchst bedenklichen und unerfreulichen Schauspiel werden, viele Gewissen nur verwirren und nicht wenigen sehr bald eine peinliche Reue eintragen würde (siehe auch insbesondre noch das unter Nr. 5 Bemerkte).

Indem ich die Absicht und den Wunsch, aus denen die Frage hervorgegangen ist, ehre, vermag ich den Fragestellern schließlich zwei Winke zu geben, durch deren Befolgung sie angemessener und sicherer das erreichen werden, was sie wünschen:

Erstlich, fleißiges Studium der Dogmengeschichte und Symbolik, damit ein wirkliches Verständnis, wie für den ursprünglichen Sinn der Bekenntnisse, so für die Geschichte der Wandlung ihres Verständnisses — oft bis zu einem ganz neuen Sinn — erworben werde, und damit man sich auch in scheinbar oder wirklich fremde Anschauungen zu finden lerne und ihnen den Wahrheitsgehalt abzugewinnen verstehe.

Sodann, Festigkeit in den auf der Universität etwa gewonnenen, von der sogenannten oder wirklichen Tradition abweichenden religiösen Ueberzeugungen, damit bei dem Eintritt ins Amt nicht in kurzer Zeit das wieder weggespült oder mit gebrochnem Gewissen beiseite geschoben wird, wovon man sich doch einst überzeugt hatte. Agitationen thun es nicht, am wenigsten wenn sie von noch nicht genügend reifen Personen ausgehen. Wenn aber alle als Männer im kirchlichen Amt die Ideale treu und fest halten, die sie als Jünglinge erworben haben, dann kommt gewiß eine goldne Zeit für die Kirche Jesu, und auch die Notstände, die jetzt ertragen werden müssen, werden aufhören.

Anhang. Der wesentliche Inhalt des Apostolikums besteht in den Bekenntnissen, daß in der christlichen Religion die Güter „heilige Kirche," „Vergebung der Sünden," „ewiges Leben" geschenkt sind, daß der Besitz dieser Güter dem Glauben an Gott, den allmächtigen Schöpfer, an seinen Sohn Jesus Christus und an den heiligen Geist zugesagt ist, und daß sie durch Jesus Christus unsern Herrn gewonnen sind. Dieser Inhalt ist evangelisch.

Adolf Harnack

Kardinal Manning

2. Als Konvertit und als Erzbischof von Westminster

Die Schicksale der römisch-katholischen Kirche in England während unsers Jahrhunderts bilden ein merkwürdiges Stück Kirchengeschichte. Noch in den dreißiger Jahren war es so, daß ein Froude sagen konnte:

Die katholische Religion hängt um etliche alte Familien gleich einem Gespenst der Vergangenheit; sie bewahren ihren Glauben, der ihnen mehr durch die Ueberlieferung als durch Ueberzeugung heilig geworden ist. Wer sich zum katholischen Glauben bekehren würde, wäre ein absonderliches Wunder wie einer, der sich zu Odin oder zu Buddha bekehrte.

Außer in den Schlössern aristokratischer Familien fristete der römische Katholizismus noch sein Dasein in stillen Landgemeinden, die hin und her zerstreut waren. Man hielt es für eine Forderung der Klugheit, die Kapelle hinter das Pfarrhaus zu bauen, ja nicht an die Hochstraße, damit sie nicht die Aufmerksamkeit errege. Da hob eine zwiefache Bewegung an: die eine im Schoß der englischen Kirche; sie ist geknüpft an die Namen Newman und Pusey; sie zielte auf eine „Vergottung der Kirche," die Spuren davon konnten wir ja in der anglikanischen Periode Mannings deutlich genug wahrnehmen. Die Bedeutung des geistlichen Amts, der Sakramentsverwaltung, der Tradition wurde auf das höchste gespannt. Es entwickelte sich eine kindische Gier nach kirchlichem Putz und Zierat; das römisch-katholische Rituale wurde ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides; allerlei große und kleine Leute glaubten nur in Rom die Befriedigung ihrer Sehnsucht finden zu können. Während so in den Augen einflußreicher Kreise die römische Kirche in ein ganz neues, blendendes Licht trat, gewann dieselbe einen neuen materiellen Untergrund durch die andre Bewegung, die wir meinen. Es begann das Herüberströmen der irischen Massen, die sich in den Mittelpunkten der englischen Industrie niederließen. Jene kleinen Gruppen, die seit dem sechzehnten Jahrhundert den katholischen Glauben bewahrten, hatten sich lange her von römischen Intriguen fern gehalten; geradezu antipathisch war ihnen, die alles auf Respektabilität hielten, der unter den Irländern herrschende Demokratismus. Um so weniger Bedenken trugen die Konvertiten neuen Schlages, die von den Wogen des Puseyismus oder Traktarianismus an den Strand der römischen Kirche geworfen wurden, mit diesen keltischen, dem englischen Rechtsstaate feindlichen Elementen eine Verbindung einzugehen.

Es wäre ein Wunder, wenn die klugen Köpfe der römischen Propaganda die Gunst der Verhältnisse nicht ausgenützt hätten. Dr. Wiseman, in dessen Adern irisches und spanisches Blut zusammenfloß, begann 1835 einen Feldzug mit einer Reihe polemischer Fastenvorträge. Im Jahre 1840 mit dem apostolischen Vikariat für London betraut, trat er sein neues Amt an mit dem Vorsatz, die Anbetung zum heiligen Sakrament und zu „Unsrer Frau" zu fördern und religiöse Orden in größerm Umfang einzuführen. Planmäßig mühte er sich, Lehre und Praxis der römischen Kirche überall der Oeffentlichkeit unter die Augen zu rücken. „Wenn ich," sagte er, „die Worte »Katholische Kirche« an jeder Straßenecke anbringen könnte, so thäte ichs."

Unter diesem Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren geschah es denn, daß plötzlich am 29. September 1850 das päpstliche Breve erschien, wodurch die bischöfliche Hierarchie in England wiederhergestellt wurde. Pius IX. erklärte, das Werk, das seit der Glaubensspaltung des sechzehnten Jahrhunderts die Päpste nie aus dem Auge gelassen, nämlich die Wiedergewinnung der Abgefallenen, herrlich vollenden, England wieder an seine Stelle am Firmament der Kirche setzen zu wollen. Fürs erste solle das Königreich nur aus einer Kirchenprovinz bestehen mit zwölf Diözesen; der Metropolit solle seinen Titel von Westminster, dem Kleinod der nationalen Erinnerungen Englands, nehmen. Als ersten Erzbischof von Westminster und neu ernannten Kardinal stellte sich eben Dr. Wiseman vor in einem noch von Rom aus datirten Hirtenbrief. Es ist bekannt, was für ein Sturm der Entrüstung durch alle Schichten des englischen Volkes ging. Wiseman fand es denn auch geraten, seinen hochfahrenden Ton zu mäßigen und aus Anlaß seiner Inthronisation an das Publikum eine Erklärung zu richten mit den Beteuerungen unwandelbarer Treue gegen die heimische Obrigkeit. Im übrigen verkehrte er mit allen Allüren eines feingebildeten Weltmannes, Gelehrter und Poet zugleich, unablässig seine patriotische Gesinnung versichernd, in hochliberalen Kreisen, wo sich die Leute nicht für noch wider zu entscheiden wußten oder wohl gar an den roten Strümpfen und ähnlichen koketten Abzeichen des Kardinals Geschmack fanden.*)

Dies war im Jahre 1850; niemals seit den Tagen der Stuarts waren die Hoffnungen Roms so hoch gestiegen. Ein Jahr darauf trat Manning über; die grimmigste Erregung des Volkes hatte er etwas verrauschen lassen. Migration, nicht Konversion nennt es Hutton,**) was Manning vollzog, eine Wanderung, ein Herübertreten in ein andres Gebiet, dem er innerlich längst angehörte. Entsprechend rasch und sicher waren denn auch die Schritte, die Manning auf dem Boden der römischen Kirche that. Es war am 6. April 1851, daß er sich zusammen mit seinem Freunde Hope Scott aufnehmen ließ durch den Jesuiten Brownbill; eine Woche später erhielt er die Tonsur; in der Pfingstwoche empfing er die Priesterweihe, und am 16. Juni las er die erste Messe. Diese rasche Beförderung, von Kardinal Wiseman sicherlich wohl erwogen, erregte das Mißfallen der katholischen Kreise. Der Korrespondent des Tablet schloß seinen Bericht über diese Vorgänge mit der beißenden Bemerkung: „Ich höre, daß es Mr. Mannings Absicht ist, im Herbst Rom zu besuchen, um seine theologischen Studien zu beginnen." Um Weihnachten ließ sich Manning in Rom nieder und bezog die Accademia dei Nobili Ecclesiastici, „die Pflanzschule von Kardinälen." Die größte Aufmerksamkeit genoß er von seiten Pius IX.

Der Papst pflegte mir, erzählt Manning später, häufig Zutritt zu gewähren. Jeder Schritt, den ich that, geschah mit seiner Sanktion; ihm und seiner Führung danke ich die wichtigsten Entscheidungen und Handlungen meines Lebens; er gestattete mir eine Freiheit der Sprache und übte mir gegenüber eine Offenheit, die unsern gegenseitigen Beziehungen einen besonders intimen Charakter gab.

Den Sommer brachte Manning in der Regel in England zu, rastlos thätig für die römische Sache, bis er 1856 dauernd zurückkehrte als Doktor der Theologie und vom Papst zum Provost (entsprechend dem anglikanischen Dean) von Westminster ernannt. Die besondre Gabe, die Manning seinem Heimatlande zuführte, bestand in einer Niederlassung von „Oblaten des heiligen Karl," die er in der Londoner Vorstadt Bayswater begründete. Es ist das eine Gesellschaft von Weltpriestern, die sich zu gemeinsamem Leben verbinden in unbedingter Unterordnung unter den Bischof der Diözese, aber ohne das Gelübde der Armut und mit der Freiheit, nach Belieben auszutreten. Sicherlich sollte es etwas bedeuten, daß Manning seine neue Thätigkeit in England anknüpfte an den Namen des Karl Borromäus, des „Heiligen der Gegenreformation," der als Erzbischof von Mailand, unterstützt von den Jesuiten, Klerus und Volk in neue Zucht nahm, bei der schrecklichen Pest von 1576 unvergleichlichen Heldenmut bewies, aber auch den Protestantismus verfolgte bis in die entlegensten Thäler Graubündens. Die altmodische Taktik des heiligen Karl konnte ja Manning nicht wohl nachahmen; aber in Kürze glich Bayswater, wo er sich Pfingsten 1857 mit seinen Oblaten niederließ, „der Insel Aeäa, wo die Zauberin Circe hauste."***) Manning entwickelte im höchsten Grad jenes savoir faire, das bei ihm vielleicht größer war als seine rein intellektuelle Begabung, und bald konnte man von ihm sagen, er habe schon mehr Konvertiten aufgenommen als irgend ein Priester der römischen Kirche in England.

Als Kardinal Wiseman 1865 starb, wurde Manning sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl. Es kostete einen Kampf. Das Kapitel und die Provinzialbischöfe hatten drei andre Kandidaten vorgeschlagen; Pius IX. setzte sich darüber hinweg und ernannte Manning. „Ich hatte eine Stimme in meinen Ohren," erzählte nachmals der Papst, „die beständig sagte: Setze ihn ein! setze ihn ein!" Für die Katholiken ältern Schlages hatte der rastlos um-

---

*) Pauli, Geschichte Englands, III, 510.

**) Cardinal Manning, by A. W. Hutton, M. A. London, Methuen & Co. 1892. Siehe bes. S. 51—81. Hutton giebt die erste eingehendere Biographie Mannings; seinerzeit aus der englischen Kirche zu der römischen übergetreten, sieben Jahre lang in nächster Umgebung Newmans, dann wieder von der römischen Kirche zurückgetreten, weiß Hutton um das Mißtrauen, das ihm die römisch-katholischen Kreise entgegenbringen, und befleißigt sich nun in der genannten Biographie einer Objektivität, die im Zurechtlegen, Ausgleichen, Mildern das Mögliche leistet; aber das Buch ist gehaltvoll und interessant.

***) Saturday Review, January 16, 1892.

treibende Konvertit, der alles aufbot, um in den bisher ziemlich schläfrigen Katholizismus Englands das spezifisch römische Ferment einzuführen, etwas Unheimliches. In gewissem Sinne mußten ja die Leute stolz sein auf den Mann, den sie fürchteten; aber es war in England neu, soviel von den Prärogativen des Papstes, von seiner Unfehlbarkeit, von der Unverletzlichkeit seiner weltlichen Macht zu hören; man meinte ein Wiederaufleben antikatholischer Agitation, ähnlich wie 1850, fürchten zu müssen. Auch in Rom gab es Kreise, die dem Günstling des Papstes übelwollten; man nannte ihn spottweise Monsignore Ignorante, vielleicht wegen seiner nicht eben tiefen Gelehrsamkeit in theologischen Dingen, noch mehr wegen einer gewissen Unlust, die er nie überwand, in dem Zeremoniell großer Kirchenfunktionen seine Rolle genau auszuführen. Und nun war Manning vollends Erzbischof! Die ältere Generation der katholischen Geistlichen Englands war größtenteils im Ausland erzogen worden; sie besaßen einen weitern Horizont als ihre heutigen Nachfolger, aber weniger ausgeprägt kirchlichen Sinn; ja die in Frankreich gebildeten Priester hatten entschieden gallikanische Neigungen. Wisemans Ultramontanismus war ihnen anstößig; was mußten sie erst von Mannings weitgehenden Anschauungen denken! Wiseman hatte die Zügel ziemlich lose gehalten, Mannings Regiment dagegen hatte einen militärischen Zug. Er hielt etwas auf die erfrischenden Wirkungen einer Ortsveränderung. Schätzte sich ein Priester glücklich ob der Popularität und der Erfolge, die er etwa in Kensington errungen hatte, so konnte er eines Morgens plötzlich den Befehl vorfinden, daß er im Osten Londons eine neue und schwierige Arbeit zu unternehmen habe. Manning machte an sich selbst große Arbeitsansprüche; aber ebenso an andre. Nahezu heiter klingt der Jammer, in den einmal einer seiner Kanoniker ausgebrochen sein soll mit der Beteuerung, daß der Tod der Mrs. Manning das größte Mißgeschick gewesen sei, das je die katholische Kirche in England befallen habe. Wenn es galt, seine bischöfliche Jurisdiktion zu wahren, so verstand Manning auch von Ordensleuten keinen Spaß. Schwierigkeiten, die sich daraus erhoben, mußten 1881 durch eine päpstliche Bulle geregelt werden. So sympathisch ihm die Jesuiten als Gesinnungsgenossen und Werkzeuge der Propaganda sein mußten: wenn einer seiner Weltpriester in die Gesellschaft Jesu eintrat, so empfand er das fast wie einen Verrat an seiner eignen Autorität.

Englisch-katholische Blätter*) berufen sich mit Stolz auf die Porträtskizzen, die Lord Beaconsfield in seinen Romanen entworfen hat, „Kardinal Grandison" in „Lothair" und „Nigel Penruddock" in „Endymion"; das Original zu beiden ist Manning, und die Schilderung wird allerseits als zutreffend erkannt; wir haben deshalb ein Recht, deren Züge ebenfalls zu verwerten. Der Versuchung wollen wir zwar widerstehen, daß wir alle die Künste schildern, mit denen „Kardinal Grandison" einen reichen Erben umgarnt, um ihn für die katholische Kirche zu gewinnen: die schönsten Damen entwickeln ihren Zauber; Andeutungen von einem nahe bevorstehenden, großen Ereignis, einer überaus bedeutsamen Konversion werden in die Zeitungen gespielt; eine Marienerscheinung wird in Szene gesetzt; der Kardinal läßt alle Kniffe römischer Scheinlogik spielen — wir wollen diese Dinge nicht allzusehr auf Mannings Rechnung setzen, so sehr sie nach dem Leben gezeichnet sind. Jedoch folgende Partien mögen hier eine Stelle finden; sie geben ein lebendiges Bild von der Art und Weise des Mannes in seinen Glanzzeiten als römischer Kirchenfürst:**)

Anstatt die Gesellschaft zu meiden, wie es ehedem seine Gewohnheit war, suchte sie der Erzbischof vielmehr auf. Und es war nichts Exklusives in seinen geselligen Sitten. Alle Klassen und alle Bekenntnisse, alle Lagen und Stände der Menschen waren ihm gleich interessant; sie waren ein Teil des mächtigen Gemeinwesens, mit dessen Bestrebungen, Leidenschaften, Interessen und Beschäftigungen er allenthalben zu sympathisiren schien, für das er aber nur ein Ziel kannte — die Rückkehr zu jener grandiosen Herde, von der es in einer Stunde der Finsternis und der Verwirrung jämmerlich abgekommen war. Die Bekehrung Englands war tief eingegraben in das Herz Penruddocks; das war sein stehender Gedanke, sein Gebet Tag und Nacht. So wurde der Erzbischof überall gesehen auch in den Kreisen der feinen Welt. Er war ein häufiger Gast bei Banketten, die er nie berührte; denn er war ein lächelnder Asket; und obgleich es schien, als ob er an allen Ecken und Enden der Metropole predige, das Hochamt zelebrire, Schulen organisire, Klöster einrichte und Kathedralen baue, so konnte er doch Zeit finden, um in bürgerlichen Versammlungen philanthropische Anträge zu stellen, gelehrte Gesellschaften zu besuchen und sogar gelegentlich eine Abhandlung an die Royal Society einzusenden.

„Daß der Kardinal ganz durchdrungen war von dem Glauben an die Macht des Weibes und an seinen eignen Einfluß auf Weiber,"*) wie es Beaconsfield ausdrückt, wird auch von der katholischen Presse rühmend bestätigt. Was den weitern Satz betrifft, daß „Nigel Penruddock große Berühmtheit als Prediger gewann, während seine extremen Lehren und Bräuche auf das Publikum gleichermaßen verblüffend, bezaubernd und beunruhigend wirkten," so bieten dafür Mannings Sermons on Ecclesiastical Subjects, Essays on Religion and Literature sowie andre seiner Schriften zahlreiche Belege. Da finden sich zu Dutzenden die volltönenden Sätze über den unmittelbar bevorstehenden oder eigentlich schon so gut wie vollzognen Zusammenbruch des Protestantismus in England und damit in der ganzen Welt, sowie über die unbedingte Souveränität, die dem Papst über alle christlichen Nationen zusteht. „Wenn dieser als Haupt der Kirche zum gemeinen Besten seine Herrschergewalt ausübt, den Bann über einzelne Individuen verhängt, Nationen mit dem Interdikt belegt oder Könige absetzt, so sind alle Christen gebunden, seinem Beschluß zu gehorchen." „Der Schatten einer höhern Autorität, des heiligen Petrus, ist über uns gefallen." Die römisch-katholischen Traditionen Englands werden überall mit fanatischem Eifer aufgeweckt. Die Attentäter, die das Leben der Königin Elisabeth bedrohten, werden hochgepriesen. Wenn dann freilich gewisse Hitzköpfe soweit gingen, eine Vereinigung für die Restauration des Hauses Stuart zu schließen, so hat Manning noch wenige Monate vor seinem Tode derartiges Beginnen mit Exkommunikation bedroht; aber von einer gewissen mittelbaren Verantwortung für solche Thorheiten wird man ihn doch nicht freisprechen können.

Mit derselben — sollen wir sagen Tapferkeit oder Keckheit, mit der Manning seinen Landsleuten die verblüffendsten Sätze aus dem Syllabus oder aus der Marienvergötterung des Alphons von Liguori an den Kopf warf, mischte er sich unter die Koryphäen des modernen englischen Geistes. In dem Metaphysical Club, der von seinem Freunde, dem Konvertiten Ward begründet, mit dessen Tode auch wieder einging, verkehrte Manning mit dem Unitarier Dr. Martineau, dem Positivisten Harrison, den Naturforschern Huxley und Tyndall und verhandelte über tiefsinnige Probleme, wie die Existenz eines persönlichen Gottes. Ueber die wissenschaftlichen Vorträge Mannings vor gelehrten Korporationen giebt Beaconsfield ein boshaftes, aber doch wohl treffendes Urteil ab: „Das ist das böse Gewissen. Ihre klugen Köpfe können jene unglückliche Geschichte mit Galilei nicht vergessen und meinen die Entrüstung des neunzehnten Jahrhunderts etwas beschwichtigen zu können durch einen scheinbaren Eifer für roten Sandstein oder für den Ursprung der Arten." Das hat aber Manning mit alledem doch erreicht, daß er während seiner Abwesenheit bei dem Vatikanischen Konzil die Ehre erlebte, daheim von dem Athenæum Club, „diesem Schrein der Weisheit am Waterlooplatz," zum Mitgliede gewählt zu werden. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens that Manning noch den andern für einen römischen Kirchenfürsten neuen Schritt, daß er Artikel über soziale und andre Fragen in weltliche Magazine schrieb, insbesondre Nineteenth Century und Contemporary Review. Manche altmodische Katholiken hatten ihr Bedenken gegen die Weisheit dieser Politik; dadurch würden ja Katholiken ermutigt, solche Zeitschriften zu halten, in denen neben einem Artikel des Kardinalerzbischofs ein andrer von Huxley über die „Sintflut" oder über „die Gadarener Schweine" zu lesen sein könnte. Manning rechtfertigte sein Verfahren mit den Worten:

Es thut not, daß wir Katholiken uns mit den Beziehungen zwischen Gesellschaft und Wissenschaft befassen. Man kann nicht existiren, ohne

*) Z. B. Tablet 1890, S. 758, und The Rosary, Organ of Rosarians, June, 1890.

**) Endymion II, 185.

*) Lothair, S. 278.

in den Zeitgeist hineingezwungen zu werden. Wir leben nicht unter einer Glasglocke. Das Mittelalter ist vorbei. Es giebt keine Zone der Windstille für uns. Wir sind in der modernen Welt — in den Passatwinden des neunzehnten Jahrhunderts, und wir müssen uns wappnen, die Welt mit festem Griff zu fassen, wenn sie uns bekämpft, um ihr entgegenzutreten, Intellekt gegen Intellekt, Kultur gegen Kultur, Wissenschaft gegen Wissenschaft.*)

C S

Mega Spilaeo

Erste Hälfte

Die Freuden und Leiden einer echt griechischen Wanderung wirkten noch in uns nach, als wir gegen vier Uhr morgens die Schenke des Dörfchens Zachlorû verließen. Wir hatten sie spät am vorigen Abend noch mit Mühe erreicht, in der leider vergeblichen Hoffnung, dort eine Art Nachtruhe genießen zu können. Es war ja freilich unsre Schuld gewesen, daß wir auf den zum Nachtlager dienenden Schenktischen, die die Gastlichkeit des Wirtes mit Decken eignen Gebrauchs und einigen unqualifizirbaren Kopfunterlagen ausgestattet hatte, die nötige Bequemlichkeit nicht fanden; daß wir uns mit der nahen Schlafnachbarschaft des Schenkwirts und seiner Burschen nicht recht aussöhnen konnten; daß wir uns nicht behaglich fühlten in der eigentümlichen Atmosphäre dieses kleinen Raumes, den ich weder als Gaststube noch als Hökerladen zu bezeichnen wage, weil ich fürchte, daß solche Worte in dem geneigten Leser zu großartige Vorstellungen wecken könnten. Es war unsre Schuld, denn warum hatten wir uns nicht schon besser akklimatisirt und machten hier, im Grenzgebiete von Arkadien und Achaja, fern von dem Firnis der Kultur, abendländische Ansprüche, die doch im Innern des Peloponnes am allerwenigsten angebracht sind. Thatsache aber war, daß wir von einer Nachtruhe nicht viel gekostet hatten und nur wenig gestärkt aufbrachen, als Homers „dämmrige Frühe mit Rosenfingern erwachte."

Zachlorû liegt in einem tief die Berge durchschneidenden, äußerst wilden und romantischen Thale, das sich von Norden nach Süden durch Achaja hinzieht. Bei Diakopto hatten wir es betreten, und ein sehr fesselndes, teilweise durch seine Großartigkeit wirklich überwältigendes Bild war es, das sich in mannichfaltiger Abwechslung vor unsern Blicken entrollt hatte. Die letzte Strecke freilich war uns durch die schnell herabfallenden Schatten der Abenddämmerung entzogen. Jetzt aber, da wir in der Morgenfrühe von der Thalsohle aufwärts stiegen, lag alles um so schöner vor uns. Wir stiegen aufwärts; denn aus steiler Höhe, seitwärts von Zachlorû, wie am Felsen klebend, grüßte uns das nächste Ziel unsers Weges, das Kloster Mega Spilaeo. Sonnenschimmer leuchtete schon freundlich auf den Gipfeln an beiden Seiten, während das stille Thal bis weit zu den Höhen hinauf noch den Sonnenaufgang erwartete, von Morgenduft und Morgenfrische umfangen. Es schien uns, indem wir den gewundnen Fußpfad bergan verfolgten, als ob das Kloster droben, das bald hinter Felsvorsprüngen und Buschwerk hervortrat, bald wieder sich versteckte, ziemlich auf höchster Höhe der das Thal umrahmenden Berge läge; erst hernach, als wir oben waren, entdeckten wir, wie beträchtlich noch die Berge dahinter emporragten, sodaß man in Wahrheit im Kloster angekommen erst etwa die halbe Höhe erreicht hat. Wir gingen über kahlen Felsboden oder durch niedriges Gestrüpp, Wachholder und Mastix, der Sonne entgegen, deren Gebiet an den Berghängen sich merklich vergrößerte; nach einiger Zeit begannen Gärten uns aufzunehmen, wir betraten schon Klostergebiet. Diese Gärten, die in weiter Ausdehnung sich an den Höhen hinauf bis unmittelbar unter das Kloster erstrecken, in ihrer Taufrische, in ihrem mannigfaltigen Grün, das von den ersten Sonnenstrahlen umspielt wurde, hin und wieder von rieselnden Wässerlein getränkt, mit ihrer reichen Fülle von Früchten, machten einen sehr lieblichen Eindruck. Ueberall kreuzten sich schmale oder breitere Durchgänge, von Gebüsch umhüllt, doch konnte man nicht jedem trauen, da mancher schmale Pfad, nachdem er sich eine Weile hin- und hergewunden, plötzlich vor

*) Miscellanies I, S. 94. Hutton S. 236.

einer Hecke aufhörte. Wir fanden einen breiten, bequemen Weg, der uns in kurzem an eine idyllisch schöne Quelle mit dem klarsten Felswasser brachte. Dort mußten wir eine Weile rasten und uns an dem reizenden Plätzchen erfreun.

Jetzt sahen wir das Kloster durch das Grün der Gärten hindurch in seiner ganzen Ausdehnung vor uns liegen, in der That ein eigenartiges und anziehendes Bild. An einer Felsenwand hin, die steil dahinter sich aufrichtete, oder eigentlich in diese Felsenwand hinein erstreckte sich ein großes Gebäude, das, wenn man genauer zusah, zusammengewachsen zu sein schien aus einer großen Anzahl kleiner, dicht an einander gedrängter Häuschen. Dächlein erschien neben Dächlein; hier sprang ein kleiner Bau etwas vor, dort lag ein Fenster tief im Hintergrunde versteckt, dort trat eine Art Veranda heraus, dort wieder hingen mehrere kleine Stübchen fast wie Vogelbauer neben einander aus einer Wand heraus, kurz, ein Konglomerat der buntesten Art, so malerisch, wie es die Phantasie nur erfinden kann, das Ganze aber einheitlich zusammengehalten durch einen großen gemeinschaftlichen Unterbau, der in den gewachsenen Felsen eingearbeitet zu sein schien. Dies war das Hauptgebäude. Rechts davon lagen noch mehrere einfachere Nebengebäude, auch von ziemlicher Größe, aber nicht gerade sehr eindrucksvoll. Hie und da blickten aus Felswinkeln oder von Vorsprüngen einzelne Häuschen auf uns herunter, die neben den festen großen Massen dem Bilde eine gewisse Beweglichkeit und Anmut gaben.

Während wir den Anblick genossen, drang durch den Frieden des Sonntagmorgens von oben her zu uns herüber der Klang des Klosterglöckleins, das wir im Glockentürmchen sich schwingen sahen. Die Liturgie, der Hauptgottesdienst, begann im Kloster. Also schnell, wenn wir noch teilnehmen wollten! Bald hatten wir die gepflasterte Straße erreicht, in die der Weg sich schließlich verwandelte, und stiegen breite, bequeme Aufgänge hinan zu dem Haupteingang. Rings war es still, kaum Menschen zusehen, unter einer Platane ein Brunnen, auch sonst sah manviel kleine Wässerlein lustig in Rinnen bergab eilen, offenbar gab es mehrere Quellen hier oben. Am Eingange in das Hauptgebäude empfing uns der Thürhüter. Ohne weiteres kam er mit einem: Kal' imeras! Kalōs orisate! (Guten Tag! Willkommen!) uns freundlich entgegen, drückte uns herzlich die Hand, als wären wir alte Bekannte, und zog uns unter freundlichem Gemurmel ins Haus. Wir gaben ihm kurz zu verstehen, was wir wollten, aber das war kaum nötig, er sah uns unsre Absicht schon an. Man wird in griechischen Klöstern immer, besonders in abgelegnen Gegenden, willig, ja zuvorkommend aufgenommen; denn abgesehn davon, daß es religiöse Pflicht ist, jeden Fremden wenigstens einen Tag lang zu beherbergen, und abgesehn von der natürlichen griechischen Gastlichkeit, fühlen die Klosterbewohner sich meistens auch ein wenig geschmeichelt, wenn Fremde, „Europäer," ihrem Kloster eingehende Beachtung und Würdigung schenken. Zudem schenkt man ja der Sitte gemäß beim Scheiden auch noch etwas Materielles, und endlich bringt der Fremde Neuigkeiten, wofür die Griechen seit den Tagen des Apostels Paulus höchst empfänglich geblieben sind.

Wir traten also ein. Unser Gepäck nahm uns der Pförtner sogleich ab und legte es in seine dunkle Klause, die gleich rechts an der Thür war. Wir fragten, ob die Liturgie schon begonnen hätte. Jawohl, und sogleich wolle er uns in die Kirche führen. Dann stiegen wir eine Treppe hinauf, schritten über einen kleinen Vorplatz und betraten eine helle, säulengetragne Vorhalle, aus der eine Thür in den eigentlichen Kirchenraum führte. In der Vorhalle zogen sich an den Wänden Bänke hin, worauf hie und da weiß- und graubärtige Mönchsgestalten in ihren schwarzen Mänteln (Rhasa genannt), einige mit Stäben in den Händen, saßen und uns neugierig betrachteten. Im Eingang zur Kirche und vorn in derselben standen einige Landleute, Weiber und Männer, sie ließen uns durch, und wir traten ins Innere.

Die Kirche, ein kleiner Raum, für größere Mengen von Teilnehmern offenbar nicht berechnet, lag noch im Morgendunkel, von Kerzen halb erhellt, von Weihrauch durchduftet. In dieser geheimnisvollen Dämmerung vollzog sich das Schauspiel des griechischen Gottesdienstes, Handlung für Handlung, Gebet für

Gebet, wie es die altheilige Liturgie vorschreibt. Gerade uns gegenüber lag der Altar, durch das Ikonostasion, die mit Heiligenbildern geschmückte Bretterwand, abgetrennt von der übrigen Kirche. Innerhalb und außerhalb des Altars, bald durch die heilige Thür hervortretend, bald im Innern des Altars durch die Thüröffnung sichtbar, bald auch bei geschlossener Thüre ganz verborgen, handelte der amtirende Priester mit dem ihn unterstützenden Diakon. An den Wänden der Kirche hin, dem Altare zu gerichtet, lief ein altertümliches braunes Gestühl, aus dem überall in dem Halbdunkel bärtige Mönchsköpfe auftauchten. Als wir eintraten und fast ununterbrochen während der ganzen Liturgie, die Vorlesungen ausgenommen, umtönte uns die eigentümliche griechische Psalmodie, Chor und Gegenchor, hier von rauhen, teilweise altersheisern Mönchskehlen nicht gerade mit besondrer Anmut und Taktfestigkeit ausgeführt, oft ganz wirr und unrein, bis eine kräftige Stimme durchdrang und die Führerschaft bekam, manchmal sich steigernd und in dem kleinen Kirchlein gewaltig wiederhallend, dann gedämpft, vereinzelt, daß fern aus einem einzigen Stuhle nur eine Stimme durch die Weihrauchatmosphäre drang: so hörten wir um uns her diesen wundersamen Kirchengesang, der, herb und einförmig, eigentlich mehr gesangliche Deklamation ist und für den Mangel an melodischem Können sich schadlos hält durch trillerartige Verzierungen und kleine Verschnörkelungen. Neben mir stand ein Landmann in seiner Sonntagstracht, mit glänzend weißer Fustanella, buntem Jäckchen und Ueberwurf mit fliegenden Aermeln, um die Hüften den breiten Gürtel, an den Füßen die Schnabelschuhe (zaruchla), ein kühnes, angenehmes Gesicht; so oft die heilige Handlung es forderte, bekreuzte er sich gehalten und sittig unter Verneigung, indem er sich so das geheimnisvolle Vorgehen dort am Altare aneignete; und mit argwöhnischem Blicke sah er wohl zuweilen auf den Fremden, der, neben ihm stehend, an der heiligen Handlung so wenig teil nahm, daß er sich niemals bekreuzte oder verneigte.

Ich war, nachdem ich ein Viertelstündchen der Liturgie zugesehen hatte, recht müde. Die Monotonie des Gesanges hatte etwas Einschläferndes besonders für einen, der nach schlechter Nachtruhe schon mehrere Stunden am Morgen gewandert war. So zog ich mich, da ich auch sah, daß die Handlung sich ihrem Ende zuneigte, in die Vorhalle zurück und setzte mich am Fenster auf eine Bank. Ein entzückender Blick auf das Thal, aus dem wir heraufgestiegen waren, überraschte mich. Und während der Mönchsgesang dumpf aus dem Kircheneingang hervor ertönte und durch den Weihrauchnebel die Lichter des Altars herüberblitzten, erfrischte ich mich an der Naturschönheit, die mich von draußen her anlächelte.

Endlich war der Gottesdienst beendet. Die Alten, die in der Vorhalle gesessen hatten, erhoben sich, aus der Kirche quoll es hervor, langbärtige schwarze Gestalten mit vielfach edel, wenigstens regelmäßig geschnittenen, aber typischen Gesichtern, neugierige Augen auf uns heftend. Einige sammelten sich um uns. Wir gaben Aufklärung über uns und unsre Absicht, das Kloster kennen zu lernen. Da wurden wir denn, nachdem wir Bescheid erhalten hatten, daß der Igumenos (Abt) nicht anwesend sei, sondern nur der Proigumenos (der gewesene Abt), an den Bruder Xenodochos, den Versorger der Gäste, gewiesen, einen alten, doch noch rüstigen Mönch mit klugem Gesicht und etwas Gutherzig-Rauhem in seinem Wesen. Außer diesem beschäftigte sich besonders mit uns ein Mönch, (er war, wie wir nachher erfuhren, auch Gast im Kloster, ein Athener), der eine etwas allweise Art hatte und ein entsetzliches Französisch radebrechte, mit dem er uns zuweilen trotz allem Abwehren zu beglücken sich gedrungen fühlte. Unter dessen Eskorte führte uns der Bruder Xenodochos in das Xenodochion, die Gaststube, durch ein wahres Labyrinth von Gängen und Treppen. In der That, das Innere dieser Mönchsburg entsprach dem Anblick von außen völlig, denn alles war unregelmäßig, durcheinander gebaut, verwirrend, dazu ohne hinreichendes Licht, sodaß ich, als ich später zum erstenmale die Treppe wieder hinabgestiegen war, mich anfänglich gar nicht wieder zum Gastzimmer zurückfinden konnte. Dieses war ein schönes, geräumiges Gemach, die Fenster boten dieselbe herrliche Aussicht, wie unten die Vorhalle der

Kirche, an den Wänden liefen breite Fensterbänke ganz herum, mit teppichartigen Decken belegt, die zugleich als Sitzplätze und Schlafgelegenheit dienten. Wir ließen uns nieder. Nun wurde uns der überall bei den Griechen, besonders in den Klöstern übliche Willkomm geboten, nämlich ein jüngerer, dienender Bruder brachte für jeden von uns eine sogenannte Masticha (einen aus Mastixbeeren bereiteten Likör), eine Tasse des starken griechischen Kaffees und Glikó, d. i. Süßigkeit, Eingemachtes in einem Glase, woraus man einen Löffel voll nimmt, dann einen Schluck Wasser trinkt, darauf den Löffel über das Wasserglas legt; so will es das Zeremoniell des Gastverhältnisses.

Mittlerweile bekamen wir im Xenodochion Gesellschaft, denn, wie wir jetzt sahen, waren wir nicht die einzigen Gäste. Die Bauern, die wir unten in der Kirche gesehen hatten, genossen gleichfalls Klostergastfreundschaft; wahrscheinlich waren sie weit hergekommen, und zwar, wie wir hörten, um ein Kind im Kloster taufen zu lassen. Es war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, etwa sieben oder acht, Männer und Frauen. Auch sie erhielten ihre Masticha, ihren Kaffee und Glikó. Dann thaten sie ihrerseits ihre Hand auf, wohl besonders als Entgelt für die Taufe, und beschenkten den Bruder Xenodochos mit allerlei Dingen, die sie einem großen, sehr verheißungsvoll aussehenden Sacke entnahmen: ich war nicht indiskret genug, ein genaues Auge darauf zu werfen, und der Empfänger hatte es auch schnell in einem Wandschranke gesichert. Unter uns entspann sich nun ein Gespräch, wie es in der Regel beim ersten Bekanntwerden mit Griechen entsteht, über unsre Heimat, unsre Reiseabsichten, über die Entfernung Deutschlands von Griechenland, über unser Urteil in Bezug auf Griechenland u. a. m. Uebrigens waren wir müde und beabsichtigten vor der Vormittagskollation, die nach Mitteilung des Mönches gegen elf Uhr stattfinden sollte, noch ein wenig zu ruhen. Deshalb ließ man uns allein, und wir streckten unsre müden Glieder noch ein Stündchen auf den Bänken aus. Um elf Uhr etwa sammelten sich alle Gäste, der Bruder Xenodochos, oder um ihn bei seinem Namen zu nennen: Stephanos Rhodopulos, und der atheniſche Mönch um die Vormittagskollation, Suppe und Rindfleisch in der Hauptsache. Bruder Stephanos teilte aus, offenbar waren wir „Europäer" die bevorzugten Gäste, er bot uns reichlicher an und drängte uns mehr zum Weintrinken. Alles ging vergnügt und heiter zu, sogar das Gebet des lieben Bruders Stephanos kam uns (verzeihe, lieber Leser!) heiter vor, denn es floß wie ein gurgelnder Gießbach unsäglich schnell und unverständlich über die Lippen des biedern Mönches und schloß nach blitzschneller Bekreuzigung unvermutet und unmittelbar mit einem lebhaften: Oriste, Oriste! (Bitte, wenns gefällig ist!), das uns zum Zulangen aufforderte. Bei der Mahlzeit bediente derselbe dienende Bruder, der uns zum Empfang die Erfrischung gereicht hatte, ein freundlicher Mensch mit rundem Gesicht, auf dem meist ein gutmütiges Lächeln schwebte. Die Vormittagskollation ist nicht die Hauptmahlzeit, sondern diese nimmt man in Griechenland in der Regel am Abend ein. Nach diesem Mittagsimbiß pflegt man allgemein ein Ruhestündchen zu halten. Auch im Kloster wurde es ganz still, wie leblos lag es bald da, während die Strahlen der heißen Mittagssonne herniederfielen und die Schatten sich immer mehr verkürzten. Wir wollen diese stille Mittagspause benutzen, um ein wenig Allgemeineres über unser Kloster zur Notiz zu nehmen.

H-G

Bücher und Schriften

(Die vertrauten Briefe des Erzbischofs Spiegel von Köln) Herausgegeben von Professor Nippold. Barmen, Hugo Klein, 1889, 1,20 Mark.

Spiegel gehört zu den idealkatholischen Kirchenfürsten aus dem Anfange unsers Jahrhunderts (1825 bis 1835); dem jesuitischen Treiben, das sich damals wieder überall bemerklich machte und namentlich von Belgien aus begünstigt wurde, ist er gründlich abhold gewesen. Dem Unwesen, das sich so leicht an Prozessionen, Ablässe, Gelübde knüpft, hat er mit leiser und weiser Hand zu steuern gesucht. Bei aller schuldigen Ehrerbietung gegen den Papst hat er sich doch nicht zum Werkzeuge der römischen Herrsch- und Ausbeutungssucht hergegeben. Bei aller Dienstwilligkeit gegen die weltliche Obrigkeit ist er doch nicht gewillt gewesen, die Kirche zu einer Staatseinrichtung herabwürdigen

zu lassen. Hauptsächlich aber hat er es sich angelegen sein lassen, einen tüchtigen Klerus heranzubilden, der mit warmem Herzen und aufgeschloßnem Sinne in Freud und Leid dem Volke ein zuverlässiger Führer werden sollte. Auf diesem Wege hat er dahin gestrebt, die katholische Kirche des Rheinlandes, die durch die Wirren und Stürme der Revolutionskriege arg heruntergekommen war, wieder aufzubauen, und sein Streben ist wenigstens für die nächste Zeit nicht ohne Erfolg geblieben. Freilich hat er auf Schritt und Tritt mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und der schlimmste Gegner ist ihm an der Stelle erstanden, wo er die willigste Förderung hätte finden müssen — im preußischen Kultusministerium. Der Geheimerat Schmedding (hernachmals der erste Direktor in der vielberufnen katholischen Abteilung) hat als bewußtes oder willenloses Werkzeug der Jesuiten die edeln Bestrebungen des Erzbischofs mit allen Mitteln zu durchkreuzen und zu hintertreiben gesucht. Es sind damals im Kultusministerium wie auch anderswo wichtige Aktenstücke einfach unterschlagen und beiseite geschafft worden. In dies Ränkespiel gewähren die vertrauten Briefe des Erzbischofs an den damaligen preußischen Gesandten in Rom, den Ritter von Bunsen, einen deutlichen Einblick. H-Zw

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 34 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Sechste Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Speier, am 12. bis 15. September 1892

Die deutschen Protestanten laden wir hiermit zur sechsten Generalversammlung des Evangelischen Bundes nach Speier ein. Im vergangenen Jahre erinnerten wir daran, daß vornehmlich aus der Erkenntnis, allein in eigener Kraft könne unsere Kirche sich helfen, der Gedanke des Evangelischen Bundes erwachsen sei. Heute legen wir den Nachdruck darauf, daß nur das evangelische Volk, die Gesamtheit unsrer Glaubensgenossen das angefangene Werk zu vollbringen vermag: die Kirche der Reformation innerlich zu erneuern und nach außen hin ihr die Bahn zu abermaligen Siegen zu eröffnen. Den Anlaß hierzu giebt uns die Feier, welche in unsre diesjährige Generalversammlung eingeschlossen ist und ihr eine hervorragende Bedeutung verleiht: die Feier der Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation vom Jahre 1529. Sechs deutsche Fürsten und die Abgeordneten von vierzehn deutschen Städten erhoben damals in gleichem Sinne, wie acht Jahre zuvor Luther auf dem Reichstage zu Worms, ihre Stimme gegen die Vergewaltigung des deutschen Gewissens und erwarben dadurch sich und uns den Ehrennamen der „deutschen Protestanten"; und zwar sie thaten dies ohngeachtet der schon damals zwischen ihnen entstandenen Lehrunterschiede. Die Stätte, an der dies geschah, liegt wüste. Dieselben Hände, welche die Asche der einstigen deutschen Kaiser in den Rhein streuten, haben auch den „Retscher," in welchem der Reichstag seine Sitzungen hielt, bis auf wenige Trümmer vernichtet. An seiner Stelle aber wird sich ein hehres evangelisches Gotteshaus erheben und dazu inmitten dieser Versammlung des Evangelischen Bundes, als freier Vertretung des evangelischen Deutschlands, der Grund gelegt werden. Es soll erstehen — ein Ehrendenkmal der Glaubenstreue jener großen Bekenner und eine unvergängliche Mahnung für alle nachfolgenden Geschlechter, in gleicher Treue ihnen nachzueifern.

Evangelische Deutsche! So rufen wir euch diesmal zu besonders weihevollen Tagen an eine ehrwürdige Stätte großer deutscher Vergangenheit, aber nicht nur dazu, daß wir ein Werk schuldiger Dankbarkeit vollbringen. Aehnliche und noch größere Gefahren umringen uns, und das gegenwärtige Geschlecht entbehrt allzusehr der Kraft des Glaubens, durch welche sie überwunden werden können. Helft uns aufs neue den ewigen Grund in der Seele unsres Volkes legen, der es durch die schwersten Kämpfe und Leiden siegreich hindurchgetragen hat und allein auch für alle Zukunft ihm Heil und Leben verspricht!

12. **September 8 Uhr abends:** Familienabend des Evangelischen Arbeitervereins von Speier zu Ehren der Gäste vom Evangelischen Bunde (Schwartzsche Konzerthalle).
13. **September 5 Uhr abends:** Eröffnungsgottesdienst in der Dreifaltigkeitskirche: Hofprediger Faber, Berlin. **8 Uhr abends:** Begrüßungsversammlung der Mitglieder des Evangelischen Bundes und der Abgeordneten der Arbeitervereine (Schwartzsche Konzerthalle).
14. **September 10—1 Uhr:** Erste öffentliche Hauptversammlung (Saalbau-Saal). Eröffnungsansprache: Graf von Wintzingerode-Bodenstein; Vortrag „Der Kampf unsrer Zeit, ein Kampf zwischen Glauben und Aberglauben": Prof. D. Witte, Schulpforta. **4 bis 7 Uhr:** Geschlossene Versammlung der Mitglieder des Evangelischen Bundes (Saalbau-Saal). **8 Uhr:** Festversammlung des Evangelischen Bundes und der evangelischen Bürgerschaft aus Speier und Umgegend (Schwartzsche Konzerthalle).
15. **September 9—11 Uhr:** Zweite öffentliche Hauptversammlung (Saalbau-Saal). Vortrag „Das deutsche Reich und die kirchliche Frage": Konsistorialrat D. Leuschner, Wanzleben; Kundgebungen. **1 Uhr:** Feier der Grundsteinlegung zur Gedächtniskirche der Protestation von 1529. Festreden: Hofprediger D. Rogge, Potsdam, und Stadtpfarrer Traub, Stuttgart. **3½ Uhr:** Festmahl im Wittelsbacher Hof. **8 Uhr:** Gesellige Vereinigung, freie Ansprachen und Konzert (Schwartzsche Konzerthalle).

Für den **16. September** ist ein gemeinsamer Ausflug nach Edenkoben in Aussicht genommen; Abfahrt 8_{53}, Ankunft 11 Uhr. Besuch der königlichen Villa bis 2 Uhr; Mittagessen im Hotel Schaf $2^1/_2$ Uhr. Abgang der Schnellzüge nach allen Richtungen gegen 4 Uhr.

Zu den öffentlichen Versammlungen am 14. und 15. September vormittags und zu den Abendversammlungen am 13., 14. und 15. September haben auch Damen Zutritt. Gesuche um Wohnungen sind bis zum 1. September an Herrn Prof. Gümbel, Speier, Landauer Straße 5 zu richten. Auf den Gesuchen ist neben der Angabe, ob Hotel, Privatwohnung mit oder ohne Vergütung gewünscht wird, möglichst die Zeit der Ankunft zu vermerken. (Die Privatlogis gewähren Nachtquartier und Frühstück.) Empfang der Gäste findet bereits auf den Bahnhöfen (Hauptbahnhof und Rheinstation) statt und werden Führer zum Geleit nach dem Empfangszimmer und den Wohnungen dort bereit sein. Das Empfangsbureau befindet sich in den unteren Räumen des Stadtsaales von Montag den 12. d. M. an. Daselbst Eintragung in die Präsenzliste, Ausgabe der Festkarten (2 Mk.) und der Karten zum Mittagessen am Dienstag und Mittwoch (1,50 Mk.), sowie zum Festmahl (3 Mk.), ebenso Anmeldungen zum Ausflug nach Edenkoben. Ständiges Auskunftsbureau in den unteren Räumen des Saalbaues.

Merseburg und Speier, den 1. August 1892

Der Vorstand des Evangelischen Bundes **Das Festkomitee**

Achtes Zentralvereinsfest des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins zu Neustadt a. d. Haardt am 22. bis 24. August 1892

Montag, 22. August: 12 Uhr: Sitzung des Zentralvorstandes. — 5 Uhr: Festgottesdienst in der Stiftskirche; Predigt: Oberkirchenrat D. Dreyer aus Meiningen. — Feierliche Verabschiedung des Pfarrers Paul Kranz als Missionars nach Shangai durch den Zentralvereinspräsidenten Pfarrer D. Buß aus Glarus. — ½8 Uhr: Geselliges Zusammensein im Schützenhause.

Dienstag, 23. August: 8—9 Uhr: Oeffentliche Generalversammlung des Pfälzischen Hauptvereins im Saalbau. — 9 Uhr: Nichtöffentliche Delegirtenversammlung im Kaisersaale des Saalbaues. — $10^1/_2$ Uhr: Oeffentliche Generalversammlung im großen Saale daselbst. 1. Begrüßungen; 2. Jahresbericht des Zentralvereinspräsidenten D. Buß; 3. Ansprachen von D. W. Spinner und Missionar Pfarrer Kranz; 4. Rechnungsablage; 5. Bericht der Delegirten der Haupt- und Zweigvereine; 6. Geschäftliche Erledigungen. — 2 Uhr: Festmahl im großen Saale. — 5 Uhr: Volkstümliche Versammlung ebendaselbst mit Vorträgen von Universitätsprofessor D. Kesselring-Zürich, Superintendent D. Spinner, Stadtpfarrer Hitzig-Mannheim, Pfarrer Hoepfner-Bischweiler und Pfarrer Schneider-Oberbetschdorf. (Das Thema D. Spinners lautet: „Götterstadt und Gottesstadt, ein Gang durch Kioto"; das Pfarrer Schneiders: „Die Mission und der gesunde Menschenverstand."

Mittwoch, 24. August: morgens: Ausflug nach Annweiler und dem Trifels. Begrüßung daselbst durch Pfarrer Piton. — Nachmittags: Gesellige Vereinigung mit Ansprachen in Müllers Garten (Annweiler).

Anmeldungen zum Feste, sowie Bestellungen von Gasthof- oder Privatwohnungen erbitten wir uns an die Adresse des Stadtpfarrers Straub in Neustadt a. d. H.

Die mit den Bahnzügen ankommenden Festgäste werden im Saalbau, gegenüber dem Bahnhof, vom Empfangskomitee jede gewünschte Auskunft erhalten. Ebendaselbst sind die Festkarten (unentgeltlich) und die Tischkarten (zu 2,50 Mk.) in Empfang zu nehmen.

Der Vorstand des Pfälzischen Hauptvereins
und
Der Festausschuß des Neustadter Ortsvereins

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.

Durch jede Buchhandlung zu haben:

Walther, L., Die Frau Marquise.

223 S. 2 ℳ 20 ₰. Eleg. geb. 3 ℳ

Frau Marquise d'Orville erzählt als Großmutter den Enkeln ihr bewegtes Leben; ihre Jugend im sonnigen Frankreich, ihre abenteuerliche Flucht nach Deutschland in der Revolutionszeit und ihre Schicksale in der neuen Heimat, die mit den großen Weltereignissen der damaligen Zeit bis zum Ende äußerst anziehend verknüpft sind. Das historische und lokale Kolorit ist überaus belebend und macht der in dem Buche — bei vieler Frische und reichem Humor — doch vorherrschende ernste fromme Sinn es zu einem rechten Familienbuche, besonders für den weiblichen Teil eines Hauses.

Für die Leser des weitverbreiteten Margarethenbuches eine willkommene Gabe.

Heimstätte f. Waisen, Eisenach i. Thür. Jederz. Aufn. v. Pred. u. gut. Fam. angeh. Töchtern. Vorb. event. Ausb. z. paff. Beruf u. Lebenszw. 400 Mk. p. an. Prosp. etc. d. Frl. Mosche, Georgenstr. 18.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig